

17. 2. 1923

Stadt
bibliothek
Elbing

Ostdeutsche Monatshefte



Pfuhle

Verlag: Georg Stilke, Danzig-Berlin
3. Jahrgang 1922

Heft 11

Neue Presseurteile

über das erfolgreiche Buch des Herausgebers
der „Ostdeutschen Monatshefte“

Carl Lange

Der Kronprinz und sein wahres Gesicht

Unpolitische Dokumente
eines Augenzeugen

14.-20. Tausend · Veränderte u. erweiterte Aufl.

Mannheimer Generalanzeiger v. 6. Januar 1923. ...
Dadurch ist der Aktualität des Inhalts vielebedeutsches Kronprinzenbuch ist bei scheinbar politischem Charakter doch im Grunde ganz menschlich gedacht und geschrieben, ein Treue-Segenminne des Freunden, fernab von Hass und Gauß der Parteiens der Beruf, dem Mefen, den Feierern und Verläuden des Menschen gerecht zu werden. Interessant durch viele Episoden des persönlichen Werthes, ohne Vorurtheil und selbstliche Gründe, dantenswert in der Abwehr zahlloser Entstellungen und Verzerrungen.

Heinrich Lelé, Wiesbaden.

Grundzahl gehetzt 1.— M., gebunden 3.— Mit
einer offizielle Schlüsselzahl des B.B.B.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow · Leipzig

Goeben erschien:

Clemens von Delbrück

Ein Charakterbild von
Johann von Delbrück

Mit drei Porträtsbeigaben

Gehetzt 900.—, gebunden 2025.— M.

Der Verfasser formt das Leben seines verstorbenen Vaters, eines vorbildlichen deutschen Mannes zu einem Kunstwerk hohen Grades. Wichtig als Dokument der Vorriegszeit, der Kriegsjahre und des Zusammenbruchs bringt das Charakterbild manch ungelöste Frage ihrer Lösung näher.

Georg Stille Verlagsbuchhandlung
Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 66/67

Goeben erschien:

Auf den Pfaden nazarenischer und romantischer Kunst

Was meine Bilder erzählten

von

Dr. Paul Kaufmann

Mit 59 Abbildungen. In sechsfarbigem Offset-Umschlag von Professor Reifferscheid.

Gebunden 5400.— Mark

Der kunstinnige Präsident des Reichsversicherungsamts gibt mit seinem Verständnis und mit gründlicher Kenntnis der Kunsthgeschichte eine Schilderung seiner Schäfe. Neben der Beschreibung der Bilder und Zeichnungen findet sich eine kurze Lebensbeschreibung des Künstlers, sodass das Werk als eine einzigartige Einführung in die neuere deutsche Kunstgeschichte gelten darf.

Berlin NW. 7

Georg Stille Verlags-
buchhandlung

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

3. Jahrgang

Februar 1923

Nr. 11

Elsaß-Lothringen, des deutschen Westens Schicksalsland

Von W. Kapp

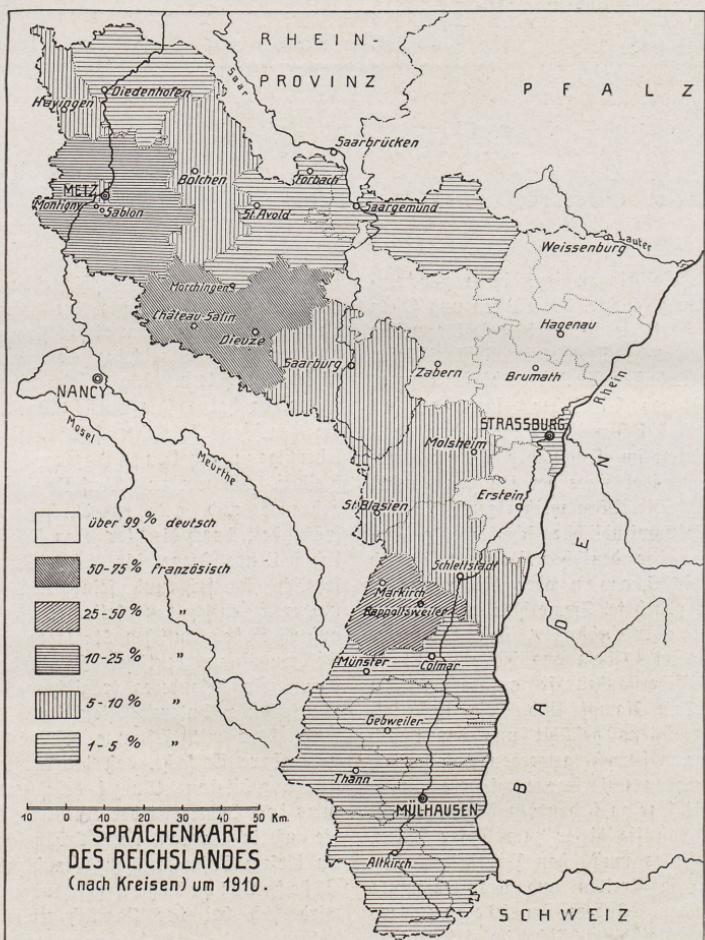
Über Elsaß-Lothringen liegt die Tragik deutscher Grenzlandgeschichte. Im Westen und Osten schlagen an deutsches Randgebiet Völkerwellen an, die das deutsche Element im tiefsten Wesen hassen. Die Einbußen, Verluste, Abbröckelungen, die dieses Nagen feindlicher Fluten an den westlichen und östlichen Uferstäden dem deutschen Volkstum im Laufe der Jahrhunderte schon brachte, bildet eines der trübssten Kapitel deutscher Geschichte. Man weiß eigentlich kaum recht, wo die empfindlichste, schwächste, gefährdetste Flanke der deutschen Volkheit ist, ob die gegen die Slawen oder die gegen die Romanen gekehrte. Immerhin: uns hier im Westen will aber bedenken, daß das alte Kolonialland im Osten aus härterem Stoffe sei, mehr Widerstandskraft aufbrachte. Im Jahrhundertalten Kampf sind diese Kolonialdeutsche des Westens gestählt und damit sich stets von neuem bewußt geworden, daß sie sich gegen eine ihnen unterlegene mindere Zivilisation und Kultur zu behaupten haben. Da ist die Gefahr, daß sie dieser zum Opfer fallen, weniger groß; es muß schon Politik und Gewalt gegen sie streiten und das erkämpfte Terrain rauben. Anders im Westen, wo germanisches Volkstum sich im Jahrtausend alten ruhigen Besitz fühlt und allen Einflüssen einer alten für germanisches Empfinden vor allem verlockenden und verführenden Kultur offen steht... Die Oberschichten der deutschen Grenzländer des Westens haben darum auch immer eine starke Neigung bekundet, sich diesen Einwirkungen romanisch-französischer Art zu öffnen. Nur das erstarkende deutsche National- und Staatsbewußtsein des gebildeten

Mittelstandes, das die Geschichte des 19. Jahrhunderts, die Entstehung des Bismarckischen Reiches schufen, konnten diesen Prozeß der Hinneigung, der Erweichung deutschen Volksgefühles aufhalten. Wo diese Gegengewichte fehlen, da hat es die deutsche Seele, haben es die deutschen Instinkte schwer, sich so recht lebendig zu erhalten und zeugungskräftig zu bleiben. Sie werden jedenfalls in einem fort gehemmt und gelähmt durch innere Zwiespältigkeit, durch die hier jeden Tag von neuem sich stellende Frage, für welche Seite man sich lediglich für sich und seine Kinder völkisch, kulturell entscheiden sollte. Dieses westliche, außerhalb der deutschen Staatsgrenzen, liegende Volkstum aus deutscher Familienwurzel hat darum ein besonderes tragisches Geschick, das Deutschlands Interesse stets auf sich ziehen muß. Was mit Hoffnung erfüllt, das ist die unerträgliche Tatsache, daß die in jenem Boden stecken gebliebene Wurzel deutschen Stammestums doch immer wieder eine Triebkraft zeigt, die auf ein unverwüstliches Leben schließen läßt. In diesem Zusammenhange muß künftig auch Elsaß-Lothringen geschaut werden. Wie wird sich bei der staatlich-nationalen Gestaltung seit 1918 die ursprüngliche Lebenskraft deutsch-elässischen und lothringischen Volkstums bewahren? Diese Frage muß in Deutschland lebendig bleiben, und sie sichert auch für die Zukunft dem Lande, das durch den unglücklichen Kriegsausgang wieder Frankreich überlassen werden mußte, das Interesse aller derer, die dem Deutschen in aller Welt, unter allen Nationen und Kulturgemeinschaften geistig zugewandt bleiben. So wird man im deutschen

Volke immer von Elsaß und Lothringen sprechen und schreiben.

Frankreich, der jetzige Besitzer dieses alten deutschen Volksgutes, spricht uns freilich das Recht ab, daß wir irgend Ansprüche und Interessen dürfen auf das Volk zwischen Vogesen

Rhein die Grenze gegen Germanien aufgerichtet. Nur daß die heutigen Elsaßer und Deutsch-Lothringen keine mit überflächlicher germanischer Tünche versehene Kelto-Romanen sind, sondern wurzelschlechte Alemannen und Franken, die eine Sprache sprechen, so ursprünglich und



Aus „Stählin, Geschichte Elsaß-Lothringens“, Verlag Oldenbourg, München

und Rhein, Wasgau und Mosel geltend machen. Kelten, Gallier seien es gewesen, die hier gesiedelt, und von Cäsars Zeiten an seien sie romanisiert worden. Daher gehört das Land Frankreich, dem Erbenachfolger des gallo-romischen Reiches, das darum auch nicht Ruhe haben kann, bis es wieder für alle Zeiten am

unverfälscht oberdeutsch wie nur eine Mundart im südlichen Deutschland sein kann. Das zeigt jeder auch nur oberflächliche Blick in das Land, und mit erfreulicher Deutlichkeit führen auch heute die berufenen Dolmetscher der elsaß-lothringischen öffentlichen Meinung diese Tatsache den Franzosen zu Gemüte. Gewiß waren

es einmal Römer, die hier im Rhein- und Moseltal und auf der lothringischen Hochebene siedelten, aber seitdem mit dem Ende der Völkerwanderung vom 4. und 5. Jahrhundert ab das heutige Europa völkisch seine Gestalt

die Verlängerung des mittel- und obfränkischen Volkstums ist. Es ist darum durchaus im Wesen der Sache begründet gewesen, daß das ostfränkische Reich, als es die Länder deutscher Zunge in sich vereinigte, Elsaß und Loth-



Das Straßburger Münster
Nach einer Radierung von Prof. Anheiser

Mit Genehmigung des Kunstab-
lasses Amsler & Ruthardt, Berlin

empfangen, haben die germanischen Stämme, die Alemannen und Franken, dem Lande ihr Gepräge gegeben und die alte Bevölkerung so gut wie verdrängt: Das linksrheinische Alemannien, eine Fortsetzung des rechtsrheinischen, wie das elsassisch und lothringisch-fränkische nur

ringen mit sich umschloß, und seitdem machte es beinahe ein Jahrtausend rein deutsche Geschichte mit.

Als in der großen deutschen Kaiserzeit des Mittelalters der Schwerpunkt des Reiches mehr am Rhein im Westen lag, da war das Elsaß

einer der stärksten Pfeiler des Reiches. Lag in Rheinhessen und der Rheinpfalz das meiste salische Königsgut, so im Elsaß ein gutes Teil des staufischen, nur so erklärt sich, daß das Elsaß allein 10 Reichsstädte besaß. Ueberall begiebt man noch den Spuren der staufischen Burgherrlichkeit, auf den die Rheinebene beherrschenden Vogesenhöhen; Hagenau, im gleichnamigen Forst an der Grenze des fränkischen Gebietes, war der Lieblingssohn Barbarossas.

Der Fall des staufischen Hauses war darum ganz besonders für das Elsaß verhängnisvoll. Wurde auch die Königskrone nach den Wirren der kaiserlichen Zeit einem Sohne des elsassischen Sund- oder Südgauens übertragen, Rudolf von Habsburg, so beginnt damit auch die unheilvolle Entwicklung, die den Schwerpunkt des Reiches immer mehr nach dem Osten verlegte und das Elsaß mehr oder weniger sich selbst überließ. Diese Wendung traf unglücklicherweise gerade mit dem Aufsteigen des französischen Königstums zusammen, das von dem Augenblick an, wo ihm die innere nationalstaatliche Einigung gelungen war, nach dem Osten überzugreifen begann. Die Kraftlosigkeit des Reiches, der religiöse Bruderkrieg, ermöglichten den französischen Königen, ein Vorwerk des Reiches nach dem andern an sich zu reißen, zuerst die auf dem französischen Sprachgebiet liegenden Stifte, Metz, Toul, Verdun im 16. Jahrhundert und ein Jahrhundert später als Beute des 30jährigen Krieges das habsburgische Oberelsaß, die Reichsvogtei im Unterelsaß. Durch List und Rechtsbeugung raubten sie vermittelst der Komödie der "Reunionen" mitten im Frieden ein Gebiet nach dem andern, zuletzt 1681 endlich das heißbegehrte Straßburg. Die übrigen Territorialherren behielten unter französischer Oberhoheit ihre Gebiete, bis die französische Revolution reinen Tisch machte und ganz Elsaß und Deutschlothringen in französische Departements aufteilte. Die Wunde, die damit dem Reich, dem deutschen Volkstum hier im Westen geschlagen worden war, hat allzeit geschrämt. Es war darum nur natürlich, daß man 1814, nachdem Frankreich wieder durch die deutschen Waffen mit Hilfe der Verbündeten von seiner Höhe herabgestürzt war, sich des Verlorenen erinnerte. Denn schon begann der französische Nationalgeist auch hier in den alten deutschen Kulturgebieten, die sich einstmals mit soviel Harem vom Reiche lösten, seine Wirkung zu tun. Aber die Verbündeten hielten ihre Hand über dem Besiegten, daß man ihm den

einstigen Raub lassen müßte. Doch umso tiefer setzte sich in der Seele der deutschen Bildungs-nation der Gedanke fest, daß dieses elsassische und deutsch-lothringische Volksgut wieder zurückgeholt werden müsse. Bismarck machte sich nur zum Vollstrecker dieses stillen Sehnens und Wünschens der deutschen Bildungsschichten, wenn er, zudem noch unter dem Druck der durch das militärische Interesse diktierten Gründe, das Elsaß, Deutsch-Lothringen mit Metz und einem französischen Grenzstreifen zur militärischen Sicherheit zurückforderte. Es schien das alte deutsche Land auf ewig mit der großen deutschen Volksgemeinde wieder vereinigt. Diese deutsche Volksgemeinschaft wollte wie jede andere Nation ihren Platz an der Sonne, wollte im Konzert der Mächte eine gleichberechtigte Größe sein. In der Schaffung des Reiches hat sie diese Machtposition gewonnen, und das äußere Symbol für diese endlich wiedergewonnene deutsche Freiheit und souveräne Selbstbestimmung als nationaler Machtstaat war das Zurückfordern der einst in Zeiten nationaler Ohnmacht und Wehrlosigkeit geraubten Provinzen. Elsaß-Lothringen war der Signalturm, der Deutschlands wiedererstandene Machstellung der Welt kündete. Als die Katastrophe von 1918 Deutschland nach 48 Jahren wieder von seiner Höhe stürzte, als das Reich nur dem Namen nach bestand, aber nicht mehr als Wirklichkeit, da war auch damit zwangsläufig der Besitz Elsaß-Lothringens wieder verspielt. Das ist das furchtbare Los, das diesem unglücklichen deutschen Grenzland gefallen ist, daß es immer der in Mitteleuropa gebietenden Nation gehören soll. Es ist so, wie der Gang der europäischen Geschichte zu sein scheint, dieses Grenzgebiet der vornehmste und nächste Siegespreis für die Nation, welche im Ringe um den beherrschenden Platz im Herzen Europas den Platz behauptet. Das Urteil der Geschichte hat 1918 für Frankreich gesprochen, so war es natürlich sein Erstes, Elsaß und Lothringen als sein Eigen zu erklären.

Was die Zukunft bringen wird im Wettkampf der Nationen, der noch lange diesem Erdball sein Gepräge geben wird, das wissen wir nicht. Aber soll das arme Land auf ewig dazu verdammt sein, nur Objekt, ja nur Symbol des Lebenswillens, des Machttriebes zweier konkurrierender wesensverschiedener Nationen wie der französischen und deutschen zu sein? Wenn einem Volk oder Volksplitter das Selbstbestimmungsrecht, das Recht,

über sein Geschick selbst zu verfügen, zukommt, so gilt das von dem elsässischen und lothringischen. Sein Wille, sein Wunsch allein wird, was auch der deutschen Nation noch aufzuhalten ist, ihr in Zukunft maßgebend und bestimmend sein müssen. Je mehr Elsaß-Lothringen Deutschland nicht bloß eine Frage nationalstaatlicher Macht ist, sondern es ihm zur selbständigen Persönlichkeit, zu einem geistigen individuellen Ich, mit eigener Würde und Höhe wird, desto unbefangener und freier kann es auch weiterhin das liebende Interesse all dem bewahren, was dort in dem alten deutschen Kulturland an unveräußerlichen deutschen Werten steht. In diesem Sinne ist auch das „Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringen im Reich“^{*)} gegründet worden, als Mittelpunkt all der Bestrebungen, die diesen geistigen Zusammenhang mit dem, was deutsches geistiges Schaffen in Jahrhunderten zurückgelassen hat, festhalten wollen.

Wir werden so, um nur in kurzen Strichen einiges Wenige anzudeuten, in Deutschland nie

vergessen dürfen, daß die aus dem wahrsten deutschen Wesen und Geist geborene mittelalterliche Baukunst, obwohl sie die romani sche heißt, im Elsaß mit ihren schönsten Denkmäler hat; Murbach und Murbach sind Kleinodien dieser Baukultur. Wir werden nie davon loskommen, daß Erwuns Dom das wunderbarste Zeugnis ist für das Unendlichkeitsstreben der in der deutschen Gotik lebendigen faustischen Seele. Wenn wir der Stimme der tiefsten deutschen Mystik lauschen wollen, so kommen wir zu dem Straßburger Johann Tauler. Die deutsche Bildungs geschichte hat zu verzeichnen, daß die deutsche Literatur mit einem Elsässer beginnt, Gottfried, dem Weizenburger Mönch, daß die Höhe der mittelalterlichen poetischen Blütezeit Gottfried von Straßburg darstellt, wie die Farbenzeichnungen der Leb tissin Herrad von Landsberg das denkwürdigste, kunstgeschicht-



Strasbourg, Fischbrunnen mit Münster
Errichtet 1525, restauriert 1695, entfernt 1841

Eigentum des Elsaß-Lothringischen
Hilfsbundverlags, Berlin-Schöneberg

lich wertvollste Dokument für mittelalterliche Sittengeschichte bieten. Wenn wir von der großen Malerei des 15. Jahrhunderts reden, so muß man in erster Linie das Malergenie von Colmar, Martin Schongauer, nennen, und daran erinnern, daß der Mainfranke Grüne-

^{*)} Das Institut hat seinen Sitz an der Universität Frankfurt a. M. und bedarf noch sehr der finanziellen Unterstützung aller derer, die im Geiste mit Elsaß-Lothringen verbunden bleiben.

wald sein unvergängliches Werk im Elsaß schuf, das Zlenheimer Altargemälde, das jetzt Colmars größter Schatz ist. Die elsässischen Humanisten, Wimpeling voran, sind die gewesen, die unter dem immer spürbar werdenden Druck von Westen her schon die stärksten nationalen Töne in ihren Schriften anschlugen. Der sprachgewaltige Fischart, der größte Prediger der Zeit Geiler von Kaysersberg, der Dichter des „Narrenschiffs“, Sebastian Braun, der gefürchtetste Satiriker jener Periode, Thomas Murner, sie alle haben das Elsaß, besonders Straßburg zur Heimat. Als das Wehen der Reformation durch die deutschen Lande ging, kam Straßburg in der politisch-religiösen Führung geradezu zeitweise an die Spitze. Jakob Sturm, Martin Bucer wurden Namen von europäischer Bedeutung.

Diese schöpferische Kraft der deutschen Kultur in elsässischer Landschaft zeigt, wie bodenständig sie war, wie sehr sie von der Wurzel aus hier ernährt wurde; darum hat man aber auch wieder politisch die Trennung vom Ganzen, vom Reich in der beginnenden französischen Aera so schmerzlich empfunden, und hielt es auch wieder für etwas Selbstverständliches, daß das Elsaß auch im Rahmen des Staates Ludwigs XIV. eine Stätte deutscher Bildung und Kultur blieb. So ging der deutsche, der baltische Adel, so ging Jung-Goethe nach Straßburg als einer spezifisch deutschen Universität. Und das Frankreich des ancien régime wußte es auch nicht anders, als daß das Elsaß eine „fremde Provinz“ sei, durch Zollschranken vom übrigen Frankreich geschieden, auf Deutschland als sein wirtschaftliches Hinterland angewiesen. Erst die große Revolution, das Kaiserreich lösten die mächtige französische Energie aus, diese Länder deutscher Junge und deutscher Bildung Frankreich in Sprache und Art vollständig einzuhüllen. Wir wissen, wie die elsässische, deutsch-lothringische Seele der Anziehungskraft, der imponierenden, die von dem militärischen, dem politischen Genie des neuen Frankreich ausgegangen, nachgab, und sich von da ab französischen Einflüssen weit öffnete. Aber den Grundcharakter des Volkes veränderten diese Einwirkungen doch nicht.

Tiefgreifende Folgen hatte ein Anderes. Im Zusammenhange mit der kommerziellen und industriellen Entwicklung des Frankreichs des 19. Jahrhunderts war im Elsaß aus dem bürgerlichen, gewerblichen Stande eine Schicht

aufgekommen, die nur eine Verlängerung der im Innern Frankreichs durch die moderne Wirtschaft emporgetriebenen Bourgeoisie war. Dieser elsässische Zweig der in Frankreich eigentlich die herrschaft ausübenden Bourgeoisie, ganz geformt durch französische Wirtschaft, französische Zivilisation, verlor seine bodenständigen Instinkte mehr und mehr, und ganz auf das französische-demokratisch-bourgeoise Ideal abgestellt, daß die Macht im Staate der besitzendsten, kapitalkräftigsten, produktivsten Erwerbschicht gehört, fand er naturgemäß kein Verhältnis zu dem deutschen Beamtenstaat monarchistischer Prägung. Da diese verhältnismäßig dünne Oberfläche aber doch auch auf gewisse von ihr abhängige Stände großen Einfluß übte, so bedeutete sie von vornherein für die Assimilation an Deutschland nach der Wendung von 1870 ein großes Hindernis. Dieses Hindernis wurde um so gefährlicher, als deutsche Regierung, deutsche Bürokratie in Unkenntnis der tiefen Gründe und Zusammenhänge der bourgeois Entwicklung im bürgerlichen Lager des Elsaß gerade auf die Mitarbeit dieser Kreise sich einstelle, indem man sich naiiver Weise das deutsche Bürgertum, das doch ganz anderer Struktur war, dabei verstellte. So pappelte das Deutsche Reich in beinahe drei Jahrzehnten dieses in französischer Erde gewachsenen, von französischer Sonne zur Blüte und Fruchtreife gebrachte bourgeois Gewächs erst recht auf und verstärkte damit nur die auf Ablehnung des Deutschen gerichteten Energien dieser führenden Schicht. Man machte sich diese Zusammenhänge, freilich höchst unzulänglich, bisher meist unter dem Begriff der „Notabelnwirtschaft“ deutlich. Das erschöpft oder trifft die Sache bei weitem nicht.

Wenn die Sache so stand, so ergab sich daraus, daß der Weg für den deutschen Gedanken nur frei wurde, wenn die im Kerne und in der Wurzel französischgeformte Oberfläche mit ihrem ganzen nicht unbedeutenden Anhang politisch entthront wurde. Da die deutschen Staatskünste hier völlig verfagten, so half sich das elsässische Volk selber, wenn auch mehr unbewußt. Aus der breiten Masse der unentwurzelten Schichten kamen gegen die Wende des Jahrhunderts mehr und mehr energische kraftvolle Antriebe, sich zu mobilisieren, zu politisieren, und auf die Demokratisierung des elsässisch-lothringischen Staates hinzuarbeiten. Daher der Kampf gegen das „Notabelnparlament“, den Landesausschuß, daher die unablässige erhobene Forderung der Autonomie, der Bildung

eines wahren Parlamentes, das auf richtigen Volkswahlen basierte. Die Massenparteien, das elsässische Zentrum, die Vertretung des katholischen Volkes, und die Sozialdemokratie, die organisierte Arbeiterschaft, hatten in diesem Kampf der Politisierung des elsässisch-lothringischen Volkes die Führung. Natürlich kam es darob zu starken inneren Erschütterungen und Zuckungen, die von den im Hintergrund stehenden französischen Parteidüngern und bourgeois Schutzen in französisch=nationalem Sinne geschickt, ja raffiniert ausgebeutet wurden. So wurde nach außen ein ziemlich verzerrtes, wenn nicht falsches Bild über die Bedeutung des mit dem zu Ende gehenden Jahrhundert anhebenden innerpolitischen Prozesses verbreitet. Eine Partei suchte die andere zu übertrumpfen mit Lösungen, von denen man glaubte, sie könnten zugkräftig wirken; aber so sehr da vielfach bourgeois französische Ideen, die von oben nach der Mitte und nach unten durchgesickert waren, mitwirkten, im Grunde handelte es sich doch um die

Wegbereitung für das breite Volk, das im Kerne seine angestammte deutsche Natur unverfälscht bewahrt hatte.

Also war es wohl das Gegebene, daß man eine Entwicklung förderte, die den Aufbau und die Einrichtung des elsässisch-lothringischen, staatlichen Gemeinwesens nach Gesichtspunkten betrieb, wie sie sich aus der Tatsache der poli-

tischen Mobilisation der breiten Volksmassen ergaben. Das Verhängnisvolle war nur, daß die Initiative dazu, statt von der Regierung, von den Parteien ausging. So verloren die schönsten Zugeständnisse ihren besten Wert und wirkten nicht so assimilierend, wie es im andern Falle gewesen wäre. Als man die neue Verfassung 1911 mit dem aus allgemeinen Volkswahlen hervorgehenden Parlament gab, und dazu Sitz und Stimme im Bundesrat, da war diese Konzession von der Parteidemagogie schon als unzulänglich empfunden. Endlose Kämpfe entwickelten sich und waren noch in Zukunft zu erwarten, da dem demokratischen parlamentarischen, wesentlich von den Eingeborenen getragenen System von unten das Regierungs- und Obrigkeitssystem, in dem die Eingewanderten als Beamtenkaste mehr die Führung hatten, gegenüberstand. All den Problemen und Konflikten, die zum Teil schon recht üppig und kräftig zur Entfaltung gekommen waren, machte der Ausbruch des Krieges 1914



Alt-Straßburg, Pflanzbadgasse

Eigentum des Elsaß=Lothringischen Hilfsbundesverlags, Berlin-Schöneberg

ein Ende. Aber der Anfang des Krieges zeigte auch, wie sehr doch in den 45 Jahren trotz aller Missverständnisse und Verhöhungen gerade in der breiten Masse des guten elsässischen und lothringischen Volkes der deutsche Gedanke gesiegt hatte. Was auseinander stob, nach Frankreich flüchtete, im Kriege die Stimmung verdarb oder Verräterei trieb,

das war wesentlich das, was auf dem Ackerboden der Bourgeoisie im Lande gewachsen war. Wäre der Krieg gewonnen worden, so wäre das Problem der endgültigen Verschmelzung des elsässischen und lothringischen Volkes mit Deutschland gelöst gewesen. Die Träger der französischen Idee in der Bourgeoisie hätten keinen Boden mehr gehabt.

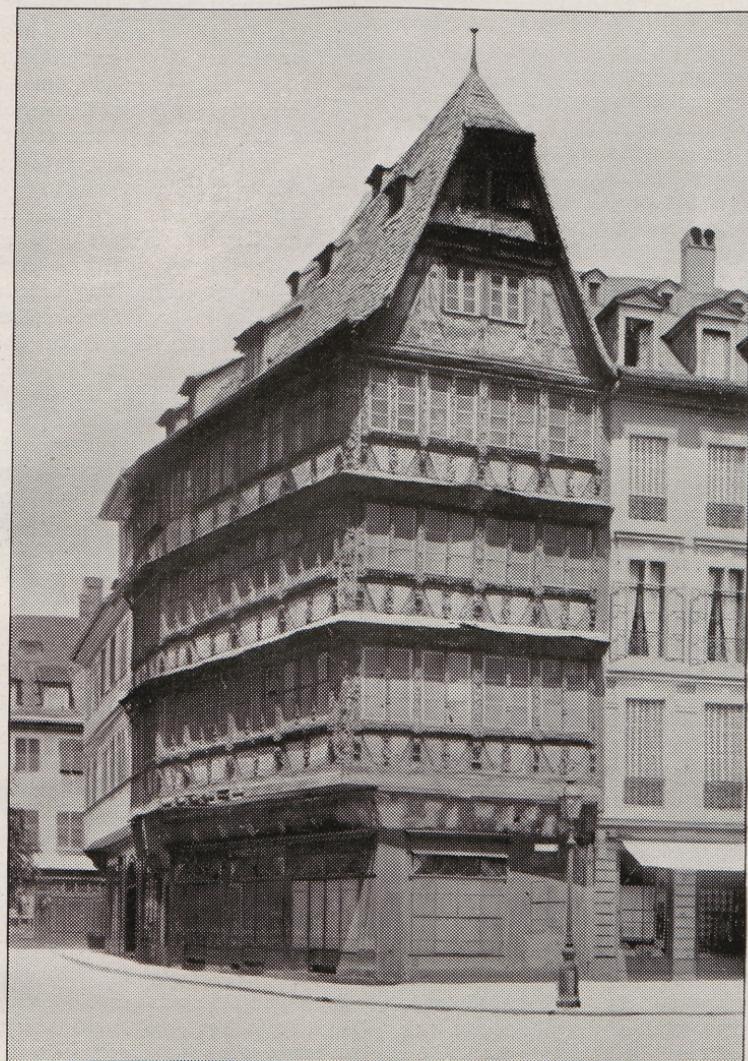
Aber wäre nun alles umsonst gewesen, was in 48 Jahren deutscher Geist, deutsche Kultur in dem Lande auf allen Gebieten geschaffen haben? Mitnichten. Gerade jetzt, da Deutschland wieder das Land den Franzosen überlassen mußte, geht der von ihm gesäte Samen erst recht auf, ist man ganz anders als früher fähig, dem, was die deutsche Zeit gebracht hat, gerecht zu werden. Freilich zunächst glaubte die französierte Bourgeoisieschicht mit ihren Helfershelfern aus den benachbarten Schichten, ihre Zeit sei wieder gekommen, es gehe jetzt unter ihrer Führung, da sie ja die französische Idee vor allem hochgehalten, mit Eilgeschwindigkeit der Französierung entgegen, nachdem man das Volk so viel wie möglich von allen eingewanderten Elementen gesäubert hat. Gerade das bourgeoise Element, das am meisten von der glänzenden Wirtschaftsentwicklung Deutschlands profitierte, von dem deutschen Markt so dick und fett geworden und die Auszeichnungen der deutschen Regierung oft devout genug entgegengenommen hatte, es hatte es am eiligsten, sich den Franzosen in die Arme zu werfen, und sich alles Eigenbesitzes, alles Bodenständigen, alles speziell Elsässischen zu entäufern, um des Welschen willen. Da gab es keine Hemmungen. Man sieht, was die Verbindung mit der Natur verloren, bloß durch die Faktoren der Wirtschaft, der Zivilisation geformt ist, das bringt keine Widerstandskraft gegenüber den Fremden auf, das wird allen eigenen Charakters und aller eigenen Prägung bar, damit aber auch jeder seelischen Disposition zu Treue und Ehrfurcht vor dem, was Natur und Geschichte als zu hütendes Erbe ihm hinterlassen. Aber nun schaute die Bourgeois-Republik Frankreich das wiedergewonnene Elsaß-Lothringen ganz mit den Augen dieser Oberschicht und meinte, noch besonders getäuscht durch den von den erklärten Anhängern Frankreichs so geschickt arrangierten guten Empfang, daß es ein Kinderspiel sei, das elsässisch-lothringische Volk von dem deutschen System zum französischen überzuführen. Aber da erlebten die Franzosen mit ihrer von der volksfremden, entwurzelten

Bourgeoisie eingegebenen Auffassung eine grausame Enttäuschung.

Nach Verlauf weniger Monate zeigte sich, daß alles anders war, als man es ihnen vorgemacht, viel komplizierter, viel schwieriger. Es zeigte sich zum Erstaunen der Franzosen, daß das alles nicht die gutmütigen, geduldigen, indolenten, unpolitischen französischen Provinzler, Bauern und Kleinrentner sind, mit denen es der französischen Verwaltungsbeamte sonst zu tun hat, und mit denen er leicht fertig wird. Das war ja ein in allen seinen Teilen aufgeschütteltes, waches, sich fortwährend mit Ansprüchen meldendes Volk, das zu allem seine Stimme geben, sein Wort in die Wagschale werfen, mitratzen und mittaten wollte, also nicht gewillt, sich einfach dirigieren zu lassen von dem Heer von innerfranzösischen Beamten, die in doppelter und dreifacher Anzahl zur Bedienung des von dem Deutschen aufgebauten großen Staatsapparates angerückt waren. Es macht sich jetzt eben doch mit aller Wucht und Schwere die Tatsache geltend, daß beinahe zwei Geschlechterfolgen, von Natur aus ganz deutschem Stämme und deutschem Blute, völlig in deutscher Luft, in einem elsässisch-lothringischen Eigenstaat groß geworden waren. Und diese Elsässer und Lothringer setzen ihr ganzes durch politisches Eigenleben, Unterricht, Presse, allgemeine Bildung, und tüchtiges Sachwissen vermitteltes Selbstbewußtsein in den französischen eingebildeten Prätensionen entgegen, sie kommen sich als die Überlegenheit vor, wenn sie auch nicht über die Feinheiten der französischen Sprache oder auch nicht ihre Grundelemente verfügen, und bekunden darum keine besondere Geneigtheit, sich einfach dem Welschen gegenüber aufzugeben. Man weiß heute im Elsaß und in Lothringen, was man ist und was man hat, und will sich dies energisch und zäh behaupten. Man hält fest an den guten deutschen Einrichtungen, an die man gewöhnt ist von deutscher Verwaltung, von deutschen öffentlichen Betrieben, man reagiert gegen das Bevormundungssystem, das von den landfremden Beamten auf allen obersten Verwaltungsstellen geübt wird, schaut mit Ingrimm die Verschleuderung der öffentlichen Gelder durch die jeder Gerechtigkeit und Billigkeit hohnsprechende übermäßige Bezahlung der innerfranzösischen Beamten im Gegensatz zu den einheimischen; vor allem aber wird man aufs stärkste herausgefordert durch diese systematische Erdrosselung

des Deutschen auf der Schule, wo die Kinder bloß äußerlich auf das Französischparlieren abgerichtet werden und ohne jedes gediegene, solide Sachwissen bleiben, wie man es von

gewillt sind, um der Französierung willen eine Generation zu opfern, wird mit jedem Tag deutlicher und weckt tiefste Erbitterung. Der die Majorität der Bevölkerung bildende katho-



Kammerzell'sches Haus zu Straßburg i. Elsass

Eigentum des Elsaß-Lothringschen
Studentenverbandes, Berlin W 30

deutscher Schule her kannte. Mit Sorge und Angst sieht man schon eine kommende Generation, die auf ein Niveau der allgemeinen Bildung herabgesunken ist, das für elsässisches Empfinden beschämend ist. Daß die Franzosen

liische Volksteil will mit aller Macht den von Innerfrankreich her wehenden freigeistigen atheistischen Luftsauch abhalten und setzt alle Kraft daran, dem Lande die religiöse Schule zu erhalten und die kirchenseindliche französische

Gesetzgebung nicht Wirklichkeit werden zu lassen.

So gährt es auf eine bedenkliche, den Franzosen allmählich zum Bewußtsein gekommene Weise im Volke. Es kommt bei diesem und jenem Anlaß diese tiefe Verstimmung, die innere Unzufriedenheit zu offenem Ausbruch, wie gelegentlich der zum Zwecke der Gründung einer „Elsässerpartei“ veranstalteten gewaltigen Sängerhausversammlung (18. Juli 1922) oder bei den brutalen Ausweisungs- und Retorsionsmaßnahmen der Regierung gegen die Deutschen und die deutschen Bankguthaben. Die allgemeine Entrüstung war dabei so elementar, daß die Regierung sich wohl überlegen wird, ob sie zum zweitenmal so etwas wagt. Auch hier hat sie sich wieder durch einzelne kleine Bourgeoisiekreise, die ganz mit den innerfranzösischen Kolonien liiert sind, irreführen lassen. Die elsäfflothringsche öffentliche Meinung hat aber gerade bei diesem Anlaß gemerkt, was sie vermag, und fühlt sich durch den Erfolg, den der kräftige Einspruch gegen diese im Elsass doch ungewohnte Brutalität davontrug, erst recht gestärkt zu weiterer Opposition.

Natürlich ist die Regierung, die Gesellschaft, die allem „Bochismus“ im Laufe des Krieg erklärt und raschestens Volk und Land französisieren will, nicht untätig. Man ließ sich's von vornherein angelegen sein, für einen Schleier zu sorgen, der das wirkliche Geschehen, die wahre Stimmung im Volke verbüllen soll. Man hat dafür eine Anzahl Députés und Senatoren aus dem Lande zur Verfügung, man wird nicht müde, durch geeignete Organe und Kreaturen immer neue Veranstaltungen, Empfänge, die die elsässische enthusiastische Verehrung für Frankreich bekunden sollen, zu organisieren, man sucht mit allen Mitteln eine genehme öffentliche Meinung zu schaffen und die normale organische, wirklich vom Volk getragene zu verschärfen. Man unterhält vor allem eine bisher nie für möglich gehaltene Armee von Gendarmen und Spitzeln, die das Volk unter einem bestimmten Druck erhalten, und man ist auf der andern Seite stets eifrig bemüht, aus der Masse heraus Einzelne als Herolde und Vorkämpfer der französischen Idee durch die Köder von Belohnungen, Bevorzugungen, roten, blauen und violetten „Bändele“ herauszu ziehen. Damit erreicht man immerhin etwas. Durch Spekulieren auf die Motive der Furcht und der Eitelkeit hat eine Regierung immer Erfolge, wenn es auch nur Scheinerfolge sind.

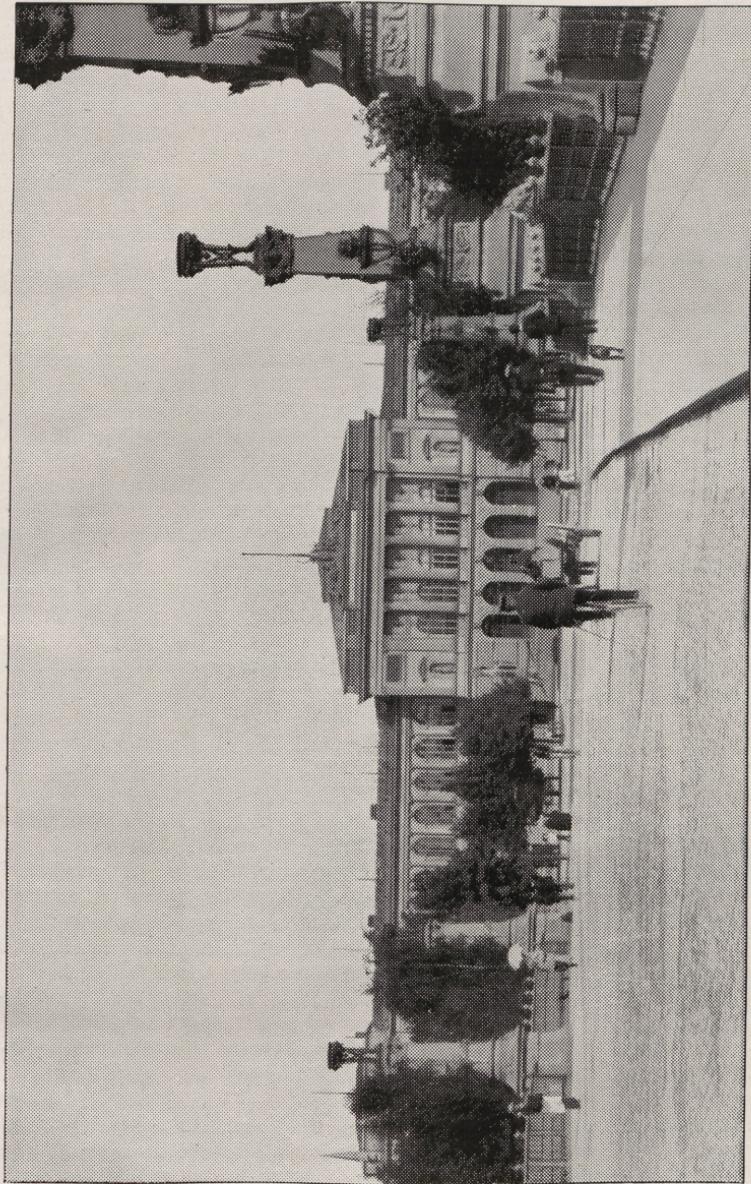
Aber an dem Scheine hat Frankreich sich stets gern genügen lassen.

Bei seinen auf die Verschleierung der tatsächlichen Verhältnisse gerichteten Bemühungen kommt Frankreich zunächst zu statten, daß die katholischen Parteiführer mit den Députés in der Besorgnis vor dem antiklerikalen Linksbloc von Radikalen und Sozialisten sich hauptsächlich befleißigen, sich den Nationalblock, die Regierungsmajorität des Parlamentes als Rückhalt zu sichern, so daß sie dadurch genötigt sind, sich so viel wie möglich in der Linie des scharf nationalen Franzosentums zu halten. So wie die Dinge liegen, verbürgen diese im „Bloc national“ vereinigten politischen Kreise noch einigermaßen das einstweilige Fortbestehen der bisherigen Kirchen- und Schulverhältnisse, an denen natürlich dem katholischen Volke und auch den Protestanten so unendlich viel gelegen ist. Aber da das elsässische und deutschlothringsche Volk zu nichts weniger als zu national französischer Hochgestimmtheit geneigt ist, so müssen die Presse und die Partei des politischen Katholizismus sehr vorsichtig sein mit den patriotisch-nationalen Weisen, sonst ist Gefahr, daß das Volk sich versagt und anderer Führung folgt. Die Generalratswahlen (Mai 1922) ließen schon erkennen, daß das Volk an dieser aus taktischen Gründen beliebten Tonart wenig Gefallen hat, und noch mehr hat die große Elsässerkundgebung im Straßburger Sängerhaus keinen Zweifel darüber gelassen, daß das Volk in erster Linie in der öffentlichen Meinung den elsässischen Ton hören will. Es ist nicht zu verkennen, daß die Presse des politischen Katholizismus seitdem sorgamer dem Rechnung trägt und die Mahnung des „Elsässer-Kuriers“, des führenden oberelsässischen katholischen Blattes, an die Partei beachtet, daß man ja die Zeichen der Zeit verstehen solle, damit sie nicht auf einmal unangenehme Überraschungen erlebe.

Die sozialistische und gar die kommunistische Presse ist so sehr oppositionell und von Haus aus dem Geiste des Nationalismus, wie er die Kammermehrheit beherrscht, feind, daß sie geradliniger auf dem Gebiet des Politischen und Nationalen bleiben kann und darum keinen französischen Patriotismus kultiviert. Gerade die Sorge vor dieser Konkurrenz muß aber wieder die katholische Presse in einer Richtung erhalten, in der sie nicht Gefahr läuft, von einer anderen Partei in der Bekundung und

Eigentum des Groß-Lohringenischen Studentenverbandes Berlin W 30

Universität Straßburg i. Elsass



Vertretung rein elßässischen Empfindens übertragen zu werden. Die paar in den Händen des Bourgeoisiekapitalismus befindlichen Blätter, die sich der Regierung, der französischen Propaganda von sich aus gern zu allen Diensten zur Verfügung stellen möchten, dürfen sich nicht zu weit von der oben gekennzeichneten elßässischen Richtung entfernen, wenn sie nicht außer Fühlung kommen wollen mit der Stimmung des Volkes. Die französischgeschriebene Presse, die für 80% der Bevölkerung überhaupt nicht existiert, ist heute einflussloser als je und liegt in stetem Kampf mit der ihr verächtigten deutschsprachigen Volkspresse, die sich in zunehmendem Maße gegen die propagandistische nationalistische Tendenz dieser französischen Hezblätter zur Wehr setzt. Einheimische Politiker, die als Aufspeis der französischer Stimmung im Elsaß vor dem Kriege eine große Rolle spielten: Wetterlé, Delsor, Blumenthal und andere, sind heute für die elßässische Politik erschädigte Größen. Jeder elßässische Politiker, der in ihren Spuren dem Elßässer und Deutschlothringer nur das Ziel zu stecken weiß, so schnell wie möglich sich seines Elßässer- und Lothringertums zu entäufern und im vollen Franzosentum aufzugehen, muß das Schicksal jener einst zu deutscher Zeit so gefeierten Größen teilen und der politischen Einflusslosigkeit verfallen.

Aus all dem dürfte klar genug hervorgehen, daß für die Franzosen das Glück des Besitzes des heißersehnten Elsaß-Lothringen mit reichlicher Sorge vermischt ist. Man fühlt sich doch, eingestandener- und uneingestandenermaßen, sehr enttäuscht, von den wieder gewonnenen Brüdern, die man „befreite“. Man hat geglaubt, daß sie nichts Höheres begehren, als in den Stromen des Franzosentumes unterzutauchen und schnellstens alles abzutun, was ihnen noch vom germanischen, „bohistischen“ Wesen anklebt. Und nun muß Frankreich, müssen die

in Scharen aus dem Innern ins Land hineingeströmten Beamten und Lehrer es erleben, daß diese Elßässer und Lothringer sich immer mehr auf ihre Art, ihre Sprache verstießen, und mit ihnen überhaupt so wenig wie möglich gesellschaftlich etwas zu tun haben wollen. Das verursacht den Franzosen umso mehr Unbehagen, als sie stets fürchten, daß Deutschland letztlich nur die Früchte dieses sich stets mehr verstießenden Widerstandes gegen die französische Assimilation ernten könnte. Daß deutsche Propaganda hinter diesem starken elßäss-lothringischen Willen zur Selbstbehauptung wider das Franzosentum steht, glaubt natürlich kein einfältiger Franzose, vor allem nicht die Regierung; aber es macht sich gut, die Sache so für das Ausland darzustellen. Diesem Zwecke sollten insbesondere auch die Ausweisungen Deutscher im Sommer 1922 dienen. Deutschland wird also gut tun, nach wie vor nur ein kühler Beobachter der elßäss-lothringischen Dinge, wie sie unter französischer Herrschaft sich entwickeln, zu sein. Niemand kann es natürlich Deutschen verdenken, wenn sie mit Aufmerksamkeit verfolgen, wie ein deutscher Stamm auf seinem Heimatboden um die Erhaltung seiner Art, seiner Überlieferungen, seiner Sprache kämpft. Aber mehr als verständnisvolle Zuschauer können sie nicht sein, so wie heute die Dinge in Europa liegen. Die Elßäss-Lothringer begehrn es auch nicht besser, als daß deutsche Hände ihren Angelegenheiten fern bleiben. Sie wissen, daß das, was hier zu tun ist, nur von ihnen geleitet werden kann, und sie trauen sich zu, als Elßässer und Deutschlothringer mit den Welschen schon fertig zu werden. Deutschland kann ihnen zu diesem selbstgewissen Optimismus, in dem sie sich nicht unterkriegen lassen wollen, nur besten Erfolg wünschen, und im übrigen sich der alten Wahrheit getröstet: Wer sich selber hilft, dem hilft Gott.

Am Kreuze

Am Kreuze bluten nun vom letzten Schlag
des Eisenhammers seine Fuß und Hände.
In letzten Glüten leuchtete der Tag.
Still fand des Leidens Qual ihr Ende.
In Ungewittern stand das Kreuz im Strahl des Lichts
so unberührt vom Urteil weltlichen Gerichts.

Aus allen Adern blutet deutsches Land.
Hier ist ein Volk verhöhnt ans Kreuz geschlagen,
so tief entwürdig't, von der Welt verbannt,
muß es sein Kreuz zur Opferstätte tragen.
Nun stehn auch wir wie jenes Kreuz im Strahl des Lichts
und warten still der Stunde göttlichen Gerichts.

Carl Lange

Zum 450. Geburtstage des Nicolaus Coppernicus

geboren am 19. Februar 1473 in Thorn

Von R. Heuer, Thorn

Über das wissenschaftliche Lebenswerk des Nicolaus Coppernicus den Lefern dieser Monatshefte etwas zu sagen, dürfte überflüssig sein. Sie wissen alle, daß er der Begründer der neueren Astronomie, des modernen Weltbildes ist. Daß er die jahrtausendealte Meinung der Ungelernten und Gelehrten: die Erde steht im Mittelpunkte der Welt unbeweglich fest, und Sonne, Mond und Sterne drehen sich um sie, eine Meinung, die besonders von Claudius Ptolemäus um 140 nach Christi Geburt in ein als unumstößliche Wahrheit geltendes System zusammengefaßt worden war, verwarf und nachwies, daß umgekehrt die Sonne stillstehe und um sie herum die Sterne, unter ihnen die Erde, kreisen. Wie es die Inschrift auf dem Sockel des Denkmals in Thorn in klassisch-lapidaren Worten meldet:

Nicolaus Copernicus
Thorunensis

terrac motor, solis
caelique stator

d. h. N. C. aus Thorn,
der die Erde sich bewegen, Sonne aber
und Himmel stillstehen ließ.

Des Coppernicus Werk war eine Tat von ungewöhnlicher Größe, Kühnheit und Freiheit des Geistes; denn sie geschah allem handgreiflichen Augenschein zum Trotz (man mußte ihn ja für einen Narren halten und tat es auch), widersprach allen hochgerühmten Autoritäten des griechischen und arabischen Altertums, allen wissenschaftlichen Größen seiner Zeit, ja, auch der Bibel, die ganz deutlich vom Auf- und Untergehen der Sonne redet. Er mußte sich

also darauf gefaßt machen, nicht nur die gelehrtete Welt zu empören, sondern auch den Unwillen der Kirche zu erregen. In der Tat ist denn auch im Jahre 1616 sein Hauptwerk „De revolutionibus“ auf den Index gesetzt, d. h. als dem Glauben widerstreitend verboten worden. Daß ihm Befürchtungen der Art nicht fremd blieben, wissen wir. Er zögerte lange mit der Drucklegung seines Systems. Dann aber willigte er schließlich doch ein, der Welt die neue Wahrheit zu offenbaren: „Ich hab's gewagt mit Sinnen!“

Ein solcher Mann gehört zu den ganz Großen der Geistesgeschichte, und es ist für die Kulturwelt eine selbstverständliche Pflicht der Dankbarkeit, sein Gedächtnis an seinem 450. Geburtstage zu erneuern. Vor allem werden dies natürlich die Einwohner seiner Vaterstadt Thorn tun, die hiesigen Deutschen und – in gewaltigem Maße mit Aufwendung außerordentlicher Mittel – die Polen, von denen außerdem Abordnungen aus dem



Das Bronze-Standbild vom Kopernikus-Denkmal in Thorn

ganzen polnischen Reiche hier erscheinen dürfen, um dem wissenschaftlichen Genie und dem Landsmann zu huldigen. Denn seit über hundert Jahren ist es polnischer Glaubenssatz, daß Coppernicus ein Pole gewesen sei. Wir Deutschen lassen uns durch diese Behauptung nicht beirren, mag sie noch so oft und laut in die Welt hinausrufen, mag jeder Widerspruch dagegen gereizt als Beleidigung empfunden werden. Coppernicus war, das ist unwiderlegtes Resultat ein-

gehender, gewissenhafter, wissenschaftlicher Prüfung dieser Frage, deutscher Nationalität. Seine Vorfahren stammten aus dem deutschen Dorfe Koppenig bei Neiße (vergl. den Aufsatz von Franz Buchholz „Copernicus ein Deutscher“ im 6. Heft des 2. Jahrganges!). Sein Vater lebte in dem von Deutschen gegründeten und im 15. Jahrhundert in den führenden Kaufmannskreisen noch ganz überwiegend deutschen Krakau und siedelte dann nach Thorn über, wo er eine Frau aus altem, deutschem Patriziergeschlecht, Barbara Watzel-

lungen, Briefe, Aufzeichnungen von ihm in lateinischer und deutscher Sprache existieren. Nein, er ist nicht polnischer, sondern deutscher Nationalität.

Und Thorn war damals, als er geboren wurde und aufwuchs, eine deutsche Stadt. Auch das wird bestritten, und gerade die 450. Geburtstagsfeier des Copernicus seitens der Polen hat, wie durch Zeitungsnachrichten bekannt wird, den Nebenzweck, aller Welt den polnischen Charakter Thorns vor Augen zu führen. Das ist vergebliche Liebesmüh! Zwar



Der Danzker vom alten deutschen Ordenschloß in Thorn

rode, heiratete und neunzehn Jahre lang Schöppe der Altstadt Thorn war; eine Stellung, die nur ein Deutscher bekleiden konnte. Nikolaus selbst schrieb sich als Student des kanonischen Rechts in Bologna in die Landsmannschaft der Deutschen ein, die als Voraussetzung der Aufnahme die deutsche Muttersprache forderte, und nicht in die ebenfalls an jener Universität vorhandene polnische „Nation“. Er wurde dann Domherr in dem durchweg deutschen Domkapitel von Frauenburg am Frischen Haff, wo er im Jahre 1453, siebzigjährig, gestorben ist. Nicht eine einzige Zeile dieses angeblichen Polen in polnischer Sprache ist bis jetzt aufgefunden worden, während zahlreiche Abhand-

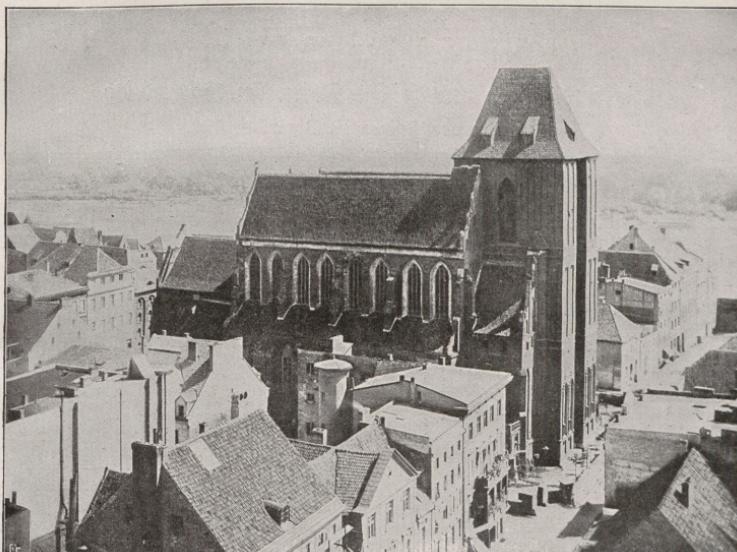
stand zur Zeit des Copernicus Thorn unter dem Schutz des polnischen Königs, nachdem es sich im Jahre 1454 mit andern Städten vom deutschen Orden losgerissen hatte, und 1920 ist es ja wiederum infolge des Niederbruchs der Deutschen nach dem Weltkriege eine Stadt der neuen polnischen Republik geworden. Aber Thorn ist von Deutschen gegründet, aufgebaut und Jahrhundertelang ausschließlich von ihnen entwickelt und verwaltet worden. Jeder Stein der herrlichen alten Bauwerke, der Kirchen, des Rathauses, der alten Bürgerhäuser, der alten Stadtmauer mit ihren Toren und Toren zeugt von deutscher Art.

In der deutschen Stadt Thorn also ist am

19. Februar 1473 von deutschen Eltern Nicolaus Coppernicus geboren worden.

Es ist nicht meine Absicht, hier einen Lebensumriß des großen Mannes zu zeichnen. Nur darauf möchte ich hinweisen, daß Coppernicus nicht ein weltentrückter Gelehrter war, der lediglich seinen Büchern und Sternbeobachtungen lebte, sondern eine vielseitige, kraftvolle, mit dem Leben vertraute und das Leben praktisch meisternde Persönlichkeit. Ein zwölfjähriges Universitätsstudium (in Krakau, Bologna, Padua, Ferrara) führte ihn in die Philosophie

berger Professor Rheticus, seinem Schüler (wenn man so sagen darf) und anderen Männern als warmherzigen Freund; seine ärztliche Hilfe, die er über den Kreis seiner Amtsgenossen hinaus den Leidenden gern zuteil werden ließ, als hilfsbereite Natur; seine Übersetzung eines griechischen Buches in das Lateinische — die erste selbständige Arbeit dieser Art im ganzen Weißseland — als den Anhänger der neuen Geistesströmung des Humanismus; sein achtungsvolles Urteil über die religiöse Bewegung der Refor-



Die Pfarrkirche der Altstadt: St. Johann

seiner Zeit, in die Mathematik und Astronomie, in die Rechtswissenschaft und Medizin ein; in der Nähe seines Oheims, des Bischofs von Ermland, Lukas Watzelrode, bekam er tiefe Einblicke in das politische Getriebe Preußens und Polens; als Administrator des Kapitelgebiets in Allenstein und Mehlsack war er in recht schwieriger Zeit genötigt, Verwaltungsgeschick zu entwickeln und Sozialpolitik zu treiben, ja, für die kriegerische Verteidigung seines Amtssitzes gegen den Hochmeister zu sorgen. Gutachten über Münzreform u. dergl. mehr zeigen ihn uns als einen klar und praktisch denkenden Mann; sein Verhältnis zu dem Kulmer Bischof Tidemann Giese, dem Witten-

mation als vorurteilslosen, ernst denkenden Mann.

Es ist selbstverständlich, daß Coppernicus als Mensch und wissenschaftlicher Héros nicht einfach aus seiner Geburtsstadt Thorn zu erklären ist. Eine Persönlichkeit, gar ein Genie, ist ja überhaupt nicht aus dem „Milieu“ zu „erklären“. Immerhin konnte ihm das blühende Thorn seiner Zeit, dessen Handel (alle Thorner Verwandte des C. waren Kaufleute) bis hinauf nach Krakau und Ungarn und hinab bis Danzig und zur Uebersee reichte; das in seinen Bürgern tüchtige, an planmäßiges, weitschauendes Handeln gewöhnte, auf ihre Selbständigkeit und ihr gutes Recht eifersüchtig stolze

Männer hatte; das in dem Pfarrer an St. Johann (in dieser Kirche wurde Nicolaus getauft, und die Johannischole besuchte er Jahrelang) einen begabten, auch vom Humanismus nicht unberührten Geistlichen besaß; das an der Grenzscheide zweier Völkerrassen, der germanischen und slawischen lag: Thorn konnte ihm doch manches ins Leben mitgeben, was seinem späteren Wollen und Vollbringen den Weg bahnen half.

Wir Thorner, insbesondere wir Thorner Deutschen, dürfen deshalb mit Recht stolz sein auf diesen größten Sohn unserer Stadt, „denn er

war unser“ in mehr als einem Sinne. Und es ist wohl nicht unberechtigt, wenn der Verein, der nunmehr schon 68 Jahre lang in vorurteilsfreiem, auch gegen die polnische Kultur durchaus weitherzigem, aber dabei doch bewußt deutschem Sinne ein Hüter und Pfleger deutscher Kunst und Wissenschaft in Thorn gewesen ist, und der heute noch unter so veränderten und ungünstigen Verhältnissen deutsche Geisteskultur pflegt und pflegen wird, solange es in Thorn geistig lebendige und nach Geistesnahrung hungernde Deutsche geben wird, den Namen „Coppernicus-Verein“ führt.

Gespräch der Schatten unseres ersten und letzten Toten im Völkerkrieg

Geschrieben vor Arsiero im Dezember 1917

Der erste Schatten.

○ seliger Morgen!
Weiß leuchten wieder die Schwingen der Welt,
die Sonne scheint auf meerentfiege hügel,
ein Paar von Tauben schüttelt traumerwacht
die Flügel,
die Flut versank. Ihr letzten, allerletzten
Schatten,
die ihr wie irre Vögel eure matten,
verzehrenen Glieder an den Leib der Erde
drückt,
ich sehe euch und fühle mich beglückt.
(Er sieht einen Schatten einzeln dem Zuge
nachfolgen.)
Doch wer bist du? Gehörst du mit in diesen
Ring?

Der letzte Schatten.

Der letzte, der durch jene Waberlohe ging.

Der erste Schatten.

Der letzte du? Und sieh, der erste, der bin ich.
Seit Monden endlos warte ich auf dich.

Der letzte Schatten.

Du wartest mein? Was willst du? Rede, sprich!

Der erste Schatten.

Verkünde mir, wie endete der Flug,
der unser Tiefstes an die Oberfläche trug,
als Deutschlands Volk, geeint durch die Gefahr,
zusammenstand wie Thebens heilige Schar?
Dies zu erfragen, steh' ich hier bereit,
jenseits der Welt, diesseits der Ewigkeit.

Der letzte Schatten.

Oh schweige still! Vergebens, daß du das getan!
Tot ist der Glaube, jetzt regiert der Wahnsinn.

Der erste Schatten.

Und wie? Vergebens floß das viele Blut?

Der letzte Schatten.

Ich sag' nicht ja, allein die Welt wird, glaub'
mir, nimmer gut.
Was ich gesehn seit jenen Sommertagen,
war Gaukelspiel, das seinen eignen Herrn
geschlagen.
Ein jeder fühlt und denkt mit einem fremden
Hirne und Sprache, Wort und Schrift ward dieser
Welt zur Dirne.

Der erste Schatten.

Wir fragten nicht nach prächtigen Gedanken,
als wir ermattet in dem Kreis zusammensanken.
Doch das Gefühl, der Liebesüberschwang
und der geheimnisvolle dunkle Opferdrang,
nennst du das nichts? Soll es denn ganz ver-
loren sein?

Der letzte Schatten.

Verloren nicht, sieh nur in dich hinein.
Du wuchsst selbst dadurch, doch nie die Menge,
beständig kreist sie um die eigne Enge.

Der erste Schatten.

Doch meine Weite dehnte sich durch ihre Enge
und um Erlösung flehte das Gedränge.
Da kam der Tod, ein blutiger Schleier fiel
aus blauen Höhn und endete das Spiel.

Die große Mutter.

Ihr irrtest beide, doch nun ist es gut.
Wenn ihr jetzt stumm in meinem Schoße ruht,
des Wollens bar, das immer strebt
und ewig nur sich selbst zuwider lebt,
dann ist es gleich: Hölle oder himmelreich.
Entgegengesetztes sieht euch nicht mehr an,
was ihr gelitten und was ihr getan,
es fließt zusammen in dem großen Glanz:
Zersplittet vordem, werdet ihr nun ganz.

Dr. Lorenz.

Der mystische Uebercharakter des Dichters

Von Paul Schulze-Berghof

Es ist eine das Wesen der Sache nicht treffende Anschauung und die oberflächliche Erklärung einer Kunstspsychologie, die in Wahrheit gar keine Seelenkunde ist und der allenfalls der Name einer physiologischen Psychologie zustände, wenn Literaturwissenschaft, Kunstlehre und Kunstkritik so obenhin von den Charakteren des Dichters sprechen, die er aus dem Leben, der Geschichte oder historischen Dichtung genommen, etwa wie naturalistische Maler die Gegenstände ihrer Bilder in der Natur und Umwelt aufsuchen. Diese Anschauungsweise und Denkart, die die Charaktere nach ihrer Erscheinung in der Wirklichkeit und ihrer historischen Tatsächlichkeit zu den Urbildern der dichterischen Charaktere macht, wurde durch unsere realistische Dichtung zu einem kunstspsychologischen Vorurteil, das sich bis zu dem naturalistischen Wahngesilde und einer unhaltbaren ästhetischen Lehre in den Köpfen auswuchs, und um so leichter auswachsen konnte, weil der Literaturstrom der Zeit immer breiter und seichter wurde, die wahre Dichtung aber als mystische Schöpfung des Geistes immer mehr verkümmerte, der naturalistisch abschreibende literarische Kostgänger des Lebens den mythischen Bildner des Lebens und schöpferischen Darsteller von Charakteren verdrängte.

Was schöpferische Geister in tiefer und wahrhaftiger Selbsterkenntnis von der ihrer Stoffwelt nach erdkörperlichen Menschennatur festgelegt haben, daß sie nämlich selbst bei hochkultivierten Geistern die Triebanlagen und im Keime die Versuchung und die Fähigkeiten zu jeder Tat im Guten und Bösen umschließt, daß also das sinnlichgeistige Triebleben des Einzelmenschen das der Art, der Menschheit der Keimesanslage nach in sich birgt, das gilt auch für des Menschen seelisches Wesen, für seinen Geistleib als Charakter: er ist nicht nur irdisch manningfältig, sondern kosmisch unendlich, unerschöpflich und ewig in seinen Kräften und Fähigkeiten. In jeder Menschenseele ruht die ganze Menschheit dem Keime nach, und aus diesem mystisch dunkeln und dumpfen Unter- und Selbstbewußtsein entspringen die geistigen, die sittlichen und religiösen Triebmächte in ihrer persönlichen Erscheinungsform. Dementsprechend ist auch die geistige Natur des Dichters in ihren schönjinnlichen Bildspiegelungen nur

der Widerschein der Menschheit und des Menscheniums, die hinter- und über Sinnlich als dämonische Welt in ihm leben. —

Ist das wahre Selbst, die Seele des Menschen kosmischen, göttlichen Wesens, so ist es die des Dichters in einem höheren Grade des sinnlichen Bewußtseins, der schöpferischen Selbstschau und Selbstdarstellung. Es wird damit jedoch nicht gesagt, daß der Dichter diese Tatsache auch bewußt und gegenwärtig in der Vorstellung haben und mit dem Verstände begreifen und ergreifen muß. Diese höhere Bewußtheit liegt in dem schöpferischen Willen und dem Schöpfungsvorgange selbst. Und so bildet der Dichter keinen Charakter, der nicht metaphysisch, über Sinnlich und jenseitig, der Keimanlage nach in ihm vorhanden ist. Jeder vom Dichter geschaute und dargestellte Charakter ist aus seinem ureigenen hervorgegangen, aus ihm herausgetreten, bildlich gesprochen, wie die Samentierchen aus dem höheren Zellenorganismus ins Leben drängen. Um seines kosmischen Wesens willen, daß die Vielheit der Charaktere einschließt, können wir darum der Kürze und Deutlichkeit halber vom Uebercharakter des Dichters sprechen.

Der Dichter schafft keinen Menschen, der nicht der Keimanlage nach in seinem Uebercharakter vorhanden ist. — Dies Grundgesetz gilt selbst noch für den literarischen Handwerker und Schlüsselromanschreiber, dessen Machwerk der künstlerisch unzureichende naturalistische Abklatsch des spießbürglerischen Lebens ist. Und wenn in unserer realistisch-naturalistischen Literaturepoche das Studienobjekt, der Wirklichkeitsmensch als dichterisches Modell eine so große Rolle gespielt hat, so beweist das für den Psychologen nur, wie unschöpferisch im tieferen und echten mystischen Sinne die Dichter dieses Zeitalters gewesen sind und welcher derben äußersten Anreize und stofflichen Mittel sie bedurften, um über die Hemmungen des Intellekts und des natürlichen Wesens hinauszukommen und um den nach außen drängenden Geistern ihrer dämonischen Unterwelt die Tore und Wege der Sinne zu öffnen und zu ebnen. Der mystische Uebercharakter des Dichters bekundet sich bei solchen unschöpferischen und geringeren literarischen Geistern nur in der Wahl der Lebensmodelle, die als

Charaktere in der Heimanlage dem eigenen untergründig entsprechen. Wer also mit etwas seelenkundlichem Blick die Gestalten des Dichters, die Menschen seiner Dichtungen betrachtet, weiß ganz genau um das persönliche Menschentum des Dichters und seinen wahren Dämonencharakter Bescheid.

Welche sinnlich gebundenen und in den Zeitbann geschlagenen Oberflächennmenschen die Schaffenden waren, haben sie drum auch unverwischbar und untrüglich hinterlassen in ihren Werken, der Schaumünze ihres Charakters. Die Oberflächenncharaktere ihrer Dichtungen und ihre alltäglichen Dutzendmenschen als Mosaikbilder einer nur analytisch materialistischen Psychologie haben uns auch drum nie mehr als das triebelige Ameisengewimmel der Zeitmenschen gezeigt und konnten uns niemals zur Seele bedeutender Menschen, geschweige denn zur Volks- und Menschheitsseele und ihrem wahren und höheren Lebenswillen führen. Vergegenwärtigen wir uns nur demgegenüber die Fülle hoher Gestalten und echter Charaktere, die der wahrhaft schöpferische Dichter aus seiner Menschheitsseele und seinem mystischen Uebercharakter heraus in seinen Werken bietet! Man denke an einen Goethe und Schiller, Kleist und Hebbel, wie wenig von den kleinen Vorbildern des Alltags in ihre dichterischen Charaktere übergegangen, und wie sehr diese typisch über die Wirklichkeitsform der Charaktere und das Zeitmaß des Menschlichen hinausgingen, denke auch an einen Jean Paul und Keller, einen Raabe und Storm, die abseits vom Weltgetriebe lebten und wie für sie die kleinste Anekdote, das kleinste und stillste persönliche Innenerlebnis genügte, um mit schöpferischer Einbildungskraft Charakter auf Charakter aus ihrem Uebercharakter heraustreten und sich als Menschen lebend entfalten zu lassen, so daß sich ihre heiteren und traurigen Erlebnisse als Schicksale auf dem Menschheitshintergrunde darstellten.

Und wenn der Expressionismus programmhaft den Willen bekundete, wieder von innen her zu bauen, das kosmische Innenleben der Seele kindlich und kündlich groß zu gestalten und als Weltbild ins Leben zu tragen, so steht dahinter wohl ein rechter Instinkt und tieferer mystischer Lebenswille; aber die expressionistischen Gebilde bekunden durchweg auch, daß es sich noch mehr um den Kampf und Kampf der Innenwelt mit der Außenwelt in den Schaffenden handelt und daß in ihrem zeitlichen Uebercharakter das kosmische Wesen noch nicht ent-

bunden und frei ist zu einer sieghaften Entfaltung im Persönlichen. In Wahrheit aber war und ist der Expressionismus als sittlicher Schöpferwille in Werken und Persönlichkeiten vorhanden und dichterisch wirksam, die heute von den Programmächtern der Literatur und ihren kunstkritischen und literaturwissenschaftlichen Anwälten bei ihrem Mangel an mystischer Schaukraft und lebendigem Spürsinn verkannt und übersehen werden. Gerade daß diese Tagesästheten und Allerjüngsten unter den Schaffenden den Expressionismus in den besten Werken unserer neuzeitlichen Dichter — ich nenne nur als Beispiele Ibsens „Peer Gynt“ und „Kaiser und Galiläer“ — nicht erkannten, also ohne den großen und notwendigen organischen Zusammenhang mit der vorwärts flutenden Zeitwelle in der Kunst waren und dagegen für ihre „Urininstinkte“ zu den Kunst- und Kulturerzeugnissen ferner, unentwickelter Völker und versunkener Zeiten als Vorbilder greifen mußten, bezeugt, daß es sich bei ihrem Beginnen mehr um einen schöpferischen Atavismus als schöpferischen Aktivismus, mehr um seelische Rückartung als sittliche Aufartung im Künstlerischen und um die mystische Unzulänglichkeit vor dem Medusenhaupt der Zeit und der großen Sphinx des Lebens gehandelt hat. — Nur eine kosmische Innenwelt, die dem Schaffenden seelisch ins Bewußtsein tritt, kann uns neue Offenbarungen aus dem mystischen Uebercharakter des Dichters in einem höheren und tieferen Sinne des Expressionismus bringen.

Und so muß auch der kunstkritische und kunstzieherische Vermittler der Kunst lernen, psychologisch tiefer in die Seele des Dichters, des wahrhaft mystischen Schöpfers zu sehen. Sie ist die dämonische Unterwelt, aus der sich geistig der Uebercharakter des Dichters hebt, der die Vielheit der Charaktere umschließt. So weit die Innennatur der Menschheit Chaos und Kosmos zugleich ist, ist es auch die Innennatur, der Uebercharakter des Dichters, und jeder von ihm geschaffene Charakter ist als sein Geschöpf eine Seelenzelle — da wir vom Uebersinnlichen nur bildlich sprechen können —, die sich aus dem Geiste heraus im Schön-sinnlichen zur Persönlichkeit entfaltet. Was typisch ist am Zeitcharakter des Menschen, des Volkes und der Menschheit, beeinflußt und begrenzt den Typus des zeitlichen Uebercharakters im Dichter und lebt in seiner geistigen Bildewelt. Handelt es sich für den Schaffenden hierbei tatsächlich nur um die von ästhetischer und

literarhistorischer Seite so oft gerühmte „Einfühlung“ in die Geschichte und den Charakter, so müßten doch die Literaten mit der ausgemachten weiblichen Einfühlungsfähigkeit und die Durchschnittsschreiber von Theaterstücken und Romanen den wahren Dichtern in der Anschauung und Gestaltung der Charaktere überlegen sein, und müßten gerade Zeitalter eines Aesthetentums, das nur auf dem Boden solcher psychologischen Einfühlungskunst literarisch wächst und wuchert, uns Dichtungen mit meisterhaften Charakterdarstellungen und von menschlich monumentalem Charakter bescherten und hinterlassen. Aber man vergleiche doch einmal die historischen Charaktere Shakespeares, Schillers, Kleistens und Hebbels etwa mit dem Odysseus Hauptmanns, mit den historischen Gestalten der berlinisch-wienerischen Aestheten, die als Impressionisten und Expressionisten die griechische und deutsche Geschichte und Sage oder gar die klassische Dichtung nach dramatischen Charakteren ausplünderten. Bei wem ist bedeutsame Linie und ein eigener, überzeitlicher und übermenschlicher Willensnew in den Charakteren und glaubhaftes, wirkliches Menschentum? — Doch nur bei jenen, die von innen her schufen, die als dichterische Menschenbildner wirklich schöpferische Mythen aus der Einheit und Unendlichkeit ihres Charakters herausfinden, deren dichterische Stärke sich in der Selbstoffenbarung des eigenen Charakters als eines mystischen Uebercharakters von bedeutenden Menschen und großem Menschentum bekundet.

Und doch haben die Charaktere beider Gruppen das Gemeinsame — und das zeugt um so unzweideutiger für einen gleichen mystischen Ursprung —, daß sie in Wahrheit gar nicht der historischen Wirklichkeit und Treue des Vorbildes entsprechen. Hebbels Herodes oder Nibelungen und Kleistens Hermann oder Penthesilea sind so wenig historisch echt wie Hauptmanns Odysseus und Hofmannsthals Oedipus. Was uns jene wahrhaftiger und überzeugender erscheinen läßt, ist nur die organische Einheit und typische Wahrhaftigkeit des inneren Charakters, die bedeutendere und seelisch echtere, in sich geschlossene Persönlichkeit geistigen und höheren Menschentums.

Das Dekadententum moderner Literaten holt sich mit der Skepsis und Ironie eines unheroischen und kleinnmenschlichen Zeitalters aus den Gestalten von Sage, Geschichte und Dichtung

nichts weiter heraus, als die sedimentären Schlammstoffe der sinnlichen Natur, die ihr eigener Uebercharakter für den Materialisationsvorgang bei der Bildung seiner Pseudocharaktere gebraucht, wie diese dann wiederum durchaus dem schwindsüchtigen Uebercharakter und Zeittypus des Dichters entsprechen. Darum bedeuten derartige Dichtercharaktere, mögen sie von der literarischen Mode und dem Geiste der Zeit noch so hoch gehoben werden, recht wenig für den Uebercharakter ihrer Zeit und dem nach der Zukunft hin drängenden tieferen Willens- und Lebensstrom des Volks, Stammes- und Rassencharakters. Denn pfadweisend und führend als Sterne am deutsch-germanischen Menschheitshimmel können für uns nur solche Dichter sein, die uns in den Menschen ihrer Dichtungen ein neues, höheres Menschentum offenbaren, uns aus ihrem mystischen Uebercharakter heraus den Weg in das lichte Land einer edleren Menschheit zeigen. —

Die Kunst ist die ideale sinnliche Offenbarung der menschlichen Gottnatur, und der Künstler ist tatsächlich Weltenschöpfer in dem Sinne, daß er aus seinem mystischen Uebercharakter heraus neue, noch nie dagewesene Menschen bildet, indem er den Geistgestalten seinen seelischen Odem als Charakter mitgibt und auch darin dem mosaischen Weltenschöpfer gleicht, daß er den Lehmklumpen des Lebens, die Materie der Geschichte für seine Bildnerarbeit nicht entbehren kann. —

Nur so, wenn wir es lernen, aus der Seele des Dichters heraus das Kunstwerk in seinem Zeitcharakter zu deuten und zu erfassen, können wir ästhetisch zu einer klaren Vorstellung und lebendigen Anschauung von dem Kosmos unserer schöpferischen Innenwelt kommen, während bisher alles schöngestigte Gerede über die Seele und ihre göttliche Schöpfernatur über die begriffliche Phrase eines verschwommenen, unpshologischen Denkens und schwärmerisch mystischen Weltempfindens nicht hinauskam. Allein das mystisch schöpferische Gefühl des Dichters im Bunde mit einer mystisch intuitiven Erkenntnis des Kunstspsychologen kann das Schöngestigte als Lehre und Wissen um die Kunst fruchtbar machen für eine neue, reifere und tiefere Weltanschauung, für einen neuen religiösen Lebensglauben und eine seelisch-kosmische Weltenschau aus natürlicher mystischer Selbstoffenbarung des höheren Menschen, des Gottmenschen.

Johannes Schlaf

Von Ludwig Bäte

Er ist niemals lärmend auf den Markt getreten, hat es nie verstanden, für sich Reklame zu machen, hat nicht ein einziges Mal, auch in bösester Zeit nicht, über Unverstand und Gleichgültigkeit der Masse, über äußere Not geklagt. Um so herzlicher waren die Feiern zu seinem sechzigsten Geburtstag am 21. Juni vorigen Jahres.

Berlin gab, von den angesehensten Namen der Regierung und des Schrifttums getragen — der drei Tage später feige gemordete Walter Rathenau gehörte ebenfalls dem Ausschuß an —, in den schönen Meistersälen einen Vortragsabend; Weimars Bauhausjünger brachten ihm einen Fackelzug, das Residenztheater führte wie Jena und Osnabrück den „Meister Oelze“ wieder auf, und die alte Vaterstadt Querfurt, sein unvergängliches „Dingsda“, machte ihren treusten und bedeutendsten Sohn zum Mittelpunkt einer sorglich abgestimmten Heimatwoche, weihte eine von ihm besungene Linde, nannte die schönste Straße der neuen Stadt nach ihm und ehrte ihn und sich, wie vorher schon das Reich, durch eine Johannes-Schlaf-Gabe.

Unvergängliche Tage in der Stadt des Missionars Preußens, des heiligen Brun! Fahnen und Kränze, durch alle Schichten ehrläich und dankbar feiernde Bürger. Als ich unter der mächtigen Linde die Weiherede halte, fallen die Glocken ein. Er tief gerührt über all die Liebe, die ihm entgegen schwollt, neben ihm Landrat und Bürgermeister, der Heimatverein, die näheren Freunde: Wilhelm Hegeler, der japanische Universitätsprofessor Dr. Toshio Yukinama, einer der wärmsten und klügsten Freunde unsres Vaterlandes, Kurt Meyer-Rotermund, Kurt Siemers, Rudolf Vorob, Ernst Sander, ein Hochschullehrer seiner ersten Universität Halle, ein Professor seines alten Magdeburger Domgymnasiums. Die Heimatausstellung, das Festkonzert, der Abend im „Schwarzen Bären“, die mächtige Burg, die freie Sicht in das Land Luthers, Friedrich Ludwig Jahns, der Abschied in der stillfriedlichen Stube hinter dem Krämerladen der grauen Thalborfer Tante! Welch unberührt heiliges Deutschland im trübsten Nebel der furchtbaren Zeit!

Man ordnet den ungebeugten, schaffensfreudigen Mann gemeinhin in das Fach „Deutscher Naturalismus“ ein. Gewiß hat er mit dem

Rastenburger Arno Holz Entscheidendes für den Durchbruch der von Frankreich herübergekommenen neuen Richtung getan, hat in den gemeinsamen Arbeiten („Papa Hamlet“, 1889, „Familie Selicke“, 1890, „Neue Freiheit“, 1892), mehr noch in seinem eigenen Werk, dem „Meister Oelze“, um die genaueste Wiedergabe des Lebens gerungen, das Holzsche Formprinzip: „Die Kunst hat die Tendenz, wieder die Natur zu sein“, mit ihm zu erfüllen gesucht: wer hören kann, vernimmt aus dem Zusammenschaffen Schlaf in seinem innigen Sieheinfühlen ins Unscheinbarste, Verborgenste, sieht in der nahezu restlosen Milieuabschöpfung den Ausdruck heißen religiösen Dranges, der sich auf die Dauer nicht beobachtet hinter sein Werk stellen konnte. Der Dichter in ihm erkannte klar, daß es unmöglich ist, die Natur wiederzugeben, wie sie ist, sondern nur, wie er sie schaut. „Meister Oelze“ (1892), für mich trotz Hauptmann immer noch das eigentliche Drama des Naturalismus, geht bereits über das Milieu hinaus in die Gestaltung von Charakteren, verläßt Berliner Mietskasernenluft und erwächst aus dem Boden der sächsisch-thüringischen Heimat, deren Atem immer kräftiger und reiner in seine Kunst weht. Mit „Gerrtrud“ (1898), „Die Feindlichen“ (1899), „Der Bann“ (1900) versucht er eine neue, nur auf den Dialog und seine intimen Nebenwirkungen eingestellte Form des Dramas, ohne sie freilich durchzusehen.

Aber während er am „Oelze“ arbeitete, entstand zugleich sein erstes „In Dingda“-Büchlein (1892), in dem er mächtig sein Eigenstes, die staunende, lauschende Naturverbundenheit, das sich selig ins All hineintrümmernde, die gütige, liebvolle Freundschaft zu jedem Menschlichen in glockentöninger Sprache entfaltet. Stärker noch prägt das der berauschende, unter Whitmans Einfluß aufgebrochene lyrische Prosahymnus „Frühling“ (als Buch 1896) aus, jene franziskanisch-fromme Dichtung, die Richard Dehmel „vor Ergriffenheit nicht zu Ende lesen“ konnte. Die Inselschöpfungen weit verbreitet.

In diesen Büchern liegt keimartig Schlafs Novellistik. Manchmal hebt sie sich kaum aus dem rein Stimmungsmäßigen, dann wieder

sprengt ein volles, starkes Geschehen fast den Rahmen. Aber immer ist man erstaunt von der geradezu unheimlichen psychologischen Kunst, der scheinbar Dinge und Geschichten durchsichtiges Glas sind, von der unbegrenzten landschaftlichen Aufnahmefähigkeit, von der bei aller Sensibilität doch ruhigen und gesammelten Kraft, die dahinter steckt. „Miele. Ein Charakterbild“ (1920), die eindringlichste Verkörperung des kleinbürgerslichen Weimar, bedeutet die Höhe seines sehr sondergeprägten novellistischen Schaffens.

Verhältnismäßig selten beschäftigt ihn hier das Problem, das er jahrelang umkreist: die Dekadenz. Es wird Gegenstand seiner großen Romanreihe, die um die Jahrhundertwende beinahe symbolisch mit dem „Dritten Reich“ (1900) einsetzt. Der Held, der Privatgelehrte Dr. Emanuel Liesgang, zerbricht an der Fülle der Gesichte, die ihm ein neues Reich der Uebermenschen, eine Erde voll Glück, einen neuen Gott spiegeln. Ruhig geht er seinem Ende, das die Erfüllung bringen muß, entgegen: „Er hat die selige Schau der großen Da-seinsprobleme und Zusammenhänge, und nicht einen Augenblick kommt ihm seine deutsche Pietät und Frömmigkeit abhanden.“

„Die Suchenden“ (1902) knüpft insofern an den ersten Roman an, als das dort nur gestreifte Dreiverhältnis eingehende, wenn auch nicht überzeugende Behandlung erfährt, während „Peter Boies Freite“ (1903) kerngesunde, triebhaft frische, zukunftsweisende Menschen zeichnet, die auf der Erde Whitmans ein von allen europäischen An- und Ausgleichungen freies Leben beginnen, satt des „wirrsäigen, verzwickten Gerümpels all der Gesetze, Gesetzes, Paragraphen, Tüttel und Tüttelchen“. Boie ist kein Durchschnittsmensch, aber er hat praktische, tatkundige Anlagen; über dem Sinnierer steht der erfeste, unsentimentale Mann.

Diesen drei Romanen ordnet sich eine mehr noch die Großstadt herausstellende Trilogie an. „Der Kleine“ (1904) unterucht scharfzinnig und mit stärkstem dichterischen Einfühlungsvermögen die Einwirkungen der Weltstadt auf einen jungen Provinzialen, besonders nach der erotischen Seite hin, während „Der Prinz“ (1908), reich an lebensgeschichtlichen Aufschlüssen und besonders auch für die Kenntnis der naturalistischen Anfänge bedeutsam, seinen vom Lande gebürtigen, unverdorbenen Müllersohn mit Kurt Witting, dem Vertreter verstandesharfer, aber unfruchtbare grob-

städtischer Intelligenz zusammenbringt und ihn siegen läßt, da er sich trotz schwerster Bedrängung nicht aufgibt. „Am toten Punkt“ (1909) endlich zieht das Fazit der Großstadt: „Eine Krisis und eine Gefahr ist da, wie sie in ihren Folgen gar nicht grauenwoller zu denken ist! Der Untergang der Religion muß geradezu den völligen Ruin, ja den vollständigen unauslösblichen Untergang Europas bedeuten.“ Die Welt ist entgöttert, der Mensch entseelt: wir stehen „Am toten Punkt“.

Ein dritter Romanzyklus durchleuchtet das Problem der Entwicklung. „Aufstieg“ (1911), die Geschichte des pommerschen Arbeitersohnes Valentin Ott, „Mieze. Der Roman eines freien Weibes“ (1912, heute „Ein freies Weib“), „Mutter Lise“ (1917), „Die Wandlung“ (1922) liegen auf dieser Ebene. Das letzte, vor kurzem erschienene Buch ist ein Hymnus an das ewige, sich stetig wandelnde und sich immer mehr erhöhende Christentum, von dem allein eine Erneuerung und Läuterung unsrer materialistischen Welt kommen kann. „Ich glaube an den Sieg Christi und die Vollendung seines Reiches!“ In diesen Worten Tom Körbers tönt das Buch aus.

Schlaf's Romane sind keine Unterhaltungsschriften. Die würde er niemals schreiben können. Manchmal sind sie so vom Gedanklichen durchtränkt, daß man eine Abhandlung, allerdings eine stets geistvolle, zu lesen meint. Das tritt freilich in den letzten Schöpfungen zurück, vor allem in „Mieze“, „Mutter Lise“ und der „Wandlung“, die auch sprachlich wieder die ruhige Linie seiner früheren Arbeiten gewinnen. Hier ist feste, energische Handlung, blutvolles Leben. Besonders entzückt erneut die noch vertieftere Landschaftskunst. Die Frühmorgenwanderung Toms und Koronas beispielsweise („Die Wandlung“) gehört zum herrlichsten, was jemals deutsche Sprache über die Stunde zwischen Tag und Traum sagte. Das leise Schreiten unsichtbarer Geister, das man so oft bei ihm zu hören meint, wird hier besonders vernehmlich. Der große Pan erwacht.

Sicher werden die ungezählten Fragen, die Schlaf in diesen zehn Büchern zu beantworten sich müht, einmal überlebt erscheinen, sicher wird auch die Technik später überwunden anmuten: wo aber haben wir ähnliche Dokumente eines rastlos und tiefernd seine Zeit durchdringenden, ungeheuer feinhörigen und vielseitigen Geistes! Eine Geschichte der deutschen Großstadt zum mindesten ist ohne genaue Kennt-

nis dieser Werke, die lezhin ja immer die großen Menschenstädte umkreisen, unmöglich.

Bedauerlich bleibt, daß der Lyriker so wenig gekannt ist. „*Hell dunkel*“ (1899) und „*Das Sommerlied*“ (1905) liegen umgearbeitet und erweitert vor; hoffentlich kommt bald eine neue Buchausgabe, wie eine Sammlung seines sehr zerstreuten Werkes notwendig ist. Schlaf's tagebuchartige Versdichtung bestreikt durch ihren süßen und klaren Ton, der auch in Perioden stärkster Geistigkeit seine Zauber wahrte. Das Landschaftlich-Stimmungsartige wiegt vor, die Form ist denkbar knapp.

Mit dem Dichter geht fast immer der Denker hand in hand. Schlaf's Weltanschauung ist der Monismus, doch eine Alleinslehre, die sich auf den Ergebnissen der exakten Wissenschaften aufbaut und sich zudem eng mit dem Christentum zusammenschließt, das neue Bedeutung gewinnt. Die Anfänge seiner Weltanschauung liegen im Naturalismus. Anfangs rein gefühlsmäßig („*In Dingsda*“, „Meister Oelze“, „Frühling“), klärt sie sich immer mehr in den folgenden Esaibänden, Novellen, Romanen, auch Gedichten. Schlaf sieht den Makrokosmos als lebendiges, reales, absolutes Individuum, von dem aus sich alles Einzelne bestimmt, da die Welteinzelteile mikrokosmische Individuen innerhalb des makrokosmischen Individuums sind, stets aber, auch in den unscheinbarsten Absplitterungen, vollauf identisch mit ihm. Der Mikrokosmos entwickelte sich langsam als Individualität zur urchemischen Welt, weiter zur Kristallisation, zur Protoplasmabildung bis hin zum heutigen, in seiner Entwicklung natürlich noch nicht abgeschlossenen Menschen, dessen höchster Typ Christus ist, der den Weg vorbereitet zu einem neuen Uebermenschen, nicht im Sinne Niedzsches, sondern als psychophysisches, ungemein fein organisiertes Wesen. Stufen zu ihm sind die in spürsinnigen Monographien dargestellten Künstler „Whitman“ (1904), „Verhaeren“

(1905) und „Maeterlinck“ (1906), ebenfalls Novalis, dessen Verhältnis zu Sophie von Kühn er im gleichen Jahre („Novalis und Sophie von Kühn“) erörtert. Ein zusammenfassendes, manchmal geradezu geniales Bild seiner Philosophie gibt dann das große, 1910 erschienene Werk „Das absolute Individuum und die Vollendung der Religion“, dem sich 1911 „Religion und Kosmos“ anschließt. Aus seiner gesamten, nicht leicht eingehenden Seinschau erwuchs auch seine geozentrische Theorie, die er 1919 erstmals ausführlicher in „Die Erde — nicht die Sonne“ darstellte. Sie hat ihn in den Brennpunkt zahlloser Kämpfe gestellt — widerlegt ist sie trotz aller Versuche noch nicht. Selbst seine erbittertesten Gegner geben zu, daß es zum mindesten ein gewaltiges Weltanschauungsbild ist, das er, unbekümmert um „alle patentierten Schulen und ihre Mumifizierungen der himmlischen Wissenschaft“, wie der greise Michael Georg Conrad in dem von mir mit Kurt Meyer-Rotermund und Rudolf Borch herausgegebenen „Johannes Schlaf-Buch“ (Greifenseverlag, Rudolstadt) sagt, aufrollt.

Dichter, und als solcher Lyriker, Novellist, Romanschriftsteller, Dramatiker, Philosoph, Kulturkritiker, Astronom — über den Uebersetzer von Whitman, Zola, Verlaine, Pierre Broodcoorens wäre ebenfalls noch manches zu sagen — wo findet sich im zeitgenössischen Schrifttum eine ähnliche Erscheinung? Ein selbstloser, schlichter Mensch, ein glühender Deutscher (erinnert sei auch an das vor kurzem erschienene Buch „Ein Wildgatter schlägt ich hinter mir zu. Vaterländisches aus Dingsda“), alles in allem eine sichere Bürgschaft für Bestand und Dauer unsres Vaterlandes; denn, meint Paul Ernst in der vorhin genannten Schrift zu seinem sechzigsten Geburtstag: „Ein Volk, in dem solche Männer leben, kann noch nicht verloren sein!“

Ernst Horneffer

Von Dr. Weise

Es war im Winter-Semester 1905/06, als mich ein Studienfreund eindringlich auf Ernst Horneffer hinwies, dessen philosophische Vorträge einen erwählten Zuhörerkreis Leipzigs verfammelten. Ich befolgte diese Mahnung und zähle bis heute Horneffer zu den stärksten Erlebnissen.

Nachdem er an der Gruft seines Meisters Friedrich Niedzsches noch einmal im Banne des Genius gestanden, um deutungsvoll die Bilanz dieses Kämpfers zu ziehen, wuchs Horneffer in kritischer Nachfolge Niedzsches zu jenem nach Form wie Inhalt geschlossenen Denker und Menschen, dessen Bild für jeden, der ihn er-

lebte, von größter Einprägsamkeit war und ist. Ueber Niehlsches „Willen zur Macht“ hinaus erkannte Horneffer im „Willen zur Form“ das Lebzegebene und sprach darin das Sehnen der Besten aus, die schaffend oder miterlebend an der Wiege unseres erblühten Kunstgewerbes, unserer Baukunst und neuerwachten Gestaltungskraft standen.

In eindringlicher, seine Zuhörer an der Wurzel packender Darlegung forderte er vornehmlich Sauberkeit und Ehrlichkeit in der grundlegenden Frage der Weltanschauung, Erneuerung unseres religiösen Lebens. Mit dem Bekennnisdrange des zutiefst Beteiligten litt er unter der tiefen Zerrissenheit unserer Kultur und warb mit schicksals schwerem Ethos um Jünger, um Mitkämpfer. Horneffer war und ist Realidealist. Wo unerbittlicher Erkenntniswille so überzeugend und gestaltungskräftig ins Dasein trat, blieb nur noch ein Schritt zu tun: der Aufruf der breitesten Öffentlichkeit zur Erreichung des erkannten Ziels. Horneffer tat folgerichtig auch diesen Schritt mit der Begründung der „Deutschen Kulturpartei“. Ihr Programm hieß Kulturpolitik und demzufolge entschlossene Abkehr von aller und jeder Parteipolitik; Ueberwindung des Individualismus als letzten Entwicklungszielen durch seine Einordnung im Dienste des Gemeinschaftsgedankens.

Nur zwei Sätze dieses Programms anbei, sie könnten heute geschrieben sein: „Die Deutsche Kulturpartei kann die Versöhnung der verschiedenen Volksklassen nicht nur von einem materiellen Ausgleich erhoffen, sondern in der Hauptache von einer ideellen Verstärdigung.“

„Das Ideal der Sozialdemokratie, den gesamten Volkskörper in eine einzige große Staatsmaschinerie zu verwandeln, die nur noch abhängige Angestellte kennt, erklärt die D. K. für kulturfremdlich. Zur Erhaltung einer unabhängigen Kultur ist die Erhaltung des selbständigen, unabhängigen Bürgertums unerlässlich“. — Viele Forderungen dieses Programms sind inzwischen Wirklichkeit geworden, die Hauptforderung und Grundvoraussetzung blieb unerfüllt: die innere Befreiung des deutschen Menschen.

War Horneffers Kampf um die Erneuerung des religiösen Lebens von Leipzig aus auf das volle Mißverständnis, ja die geflissentliche Ablehnung, um nicht zu sagen Ignoranz der protestantischen Landeskirche gestoßen, mit rühmlicher Ausnahme ihrer reformierten Minder-

heit, so scheiterte seine kulturpolitische Parteidgründung sehr bald an der Bekennnisenge unseres Parteiegoismus und namentlich an der bis heute bestehenden Rückständigkeit der öffentlichen Meinung in allen Fragen der Kulturpolitik. Als sich Horneffer daher entschloß, 1909 einem ehrenvollen Rufe des „Kartells der freiheitlichen Vereine“ nach München zu folgen, konnte dies nicht ohne eine gewisse Bitterkeit geschehen, die der Kämpfer Horneffer allerdings feinsinnig auch hier in das Gewand der Mäze zu kleiden wußte. Unter Zugrundelegung der Verteidigungsrede des Sokrates vor dem Areopag nahm er von seiner zahlreichen Leipziger Gemeinde Abschied und hinterließ im geistigen Leben dieser von jeher zum Kampfplatz bestimmten Stadt eine fühlbare Lücke, die wenigstens teilweise gefüllt wurde durch Begründung seiner Monatsschrift „Die Tat“ (heute das Organ des Kulturverlegers Eugen Diebedrichs*) in Jena.

Eine hoffnungsstarke Erfüllung fand Horneffers Streben indessen in München, wo er inmitten eines an Gelegenheiten reichen Geisteslebens nicht nur einen wachsenden Kreis gleichgestimmter Menschen fand, sondern auch behördliches Verständnis für seine Wirksamkeit als Volkserzieher. Und dann kam der Krieg. Der Geist von 1914 bedeutete in diesem Zusammenhang eine besonders wertvolle Stärkung; als er aber unter dem ernüchternden Eindruck des Alltäglichen zu verschwinden begann, da war es wieder Horneffer, der „zur Sammlung der Geister“ aufrief in seiner Monatsschrift „Der unsichtbare Tempel“ (seit 1921 als neue Folge unter dem Titel „Deutscher Pfeiler“). Und als die Not unseres Volkes ihn selbst unter die Waffen rief, fand dieser geborene Volkserzieher in seiner „Soldatenerziehung“ Worte der Stunde, die die Oberste Heeresleitung „wegen der programmatischen Bedeutung“ zu den ihnen mache. Leider war es zu spät. Das Schicksal unseres Volkes war nicht mehr aufzuhalten.

Seinen Schmerz schrieb sich Horneffer in dem 1. Band seiner Buchreihe „Erkenntnis“ von der Seele, in dem er rückblickend „Die Tragödie des deutschen Volkes“ noch einmal vor uns aufrollt. Wir wollen auf diesen Band hier nicht näher eingehen, nachdem Horneffer inzwischen den 2. Band mit dem Untertitel

* Ein Aufsatz über die kulturelle Bedeutung dieses Verlags erscheint in einem der nächsten Hefte. Schriftleitung

„Die Wiedergeburt des deutschen Volkes“ hat folgen lassen.

Schon aus Vorkriegstagen stammt die wachsende Spannung zwischen einer Philosophie, die in der Denkrichtung auf das Allgemeine, Abstrakte, Entlegene ihre grundsätzliche Aufgabe sieht, und einem dem Besonderen, Konkreten, Gegenwärtigen immer drängender zustrebenden philosophischen Bedürfnis, das wir Lebensphilosophie zu nennen uns gewöhnt haben. Horneffer gebührt das Verdienst, sehr früh, wie wir sahen, auf dieses Bedürfnis hingewiesen zu haben. Die bisher stärkste Bekräftigung dieser Tatsache ist der soeben erwähnte 2. Band seiner „Erkenntnis“, München und Berlin 1921, Verlag von R. Oldenbourg. Lassen wir ihn selbst reden:

„Was weiß unsere armeselige Zeit, die ganz in der Schätzung und Ueberschätzung der äusseren Lebensgüter auf- und untergeht, was weiß sie von der überwältigenden, alles überragenden Bedeutung der sittlichen Mächte! Rechnet ihr nur immer zusammen, was dem deutschen Volke noch an greifbaren und sichtbaren Werten zur Verfügung steht, seine Volkszahl, seine Erdschläge und was dergleichen mehr ist. Wenn ihr den Geist und die Seele vergeht, die mit diesen Schähen schaffen und schalten sollen, dann verrechnet ihr euch! Und ihr verrechnet euch nochmals, wenn ihr diesen Geist nur als die Wirksamkeit des Verstandes begreift. Der sittliche Charakter ist der Träger der Stärke dieses Geistes.“ —

Diese Worte des Menschen Horneffer lassen bereits erahnen, wieviel uns der Philosoph Horneffer und mit ihm eine deutsche Lebensphilosophie zu sagen und zu raten hätte; wie schlechthin unverantwortlich es ist, die zur Führung der Menschengeschichte berufene Philosophie sich noch länger als reine Sachwissenschaft erschöpfen zu lassen, die sich bewußt fernhält von jedem Deutungs- und Erkenntnisversuch an den uns fast erdrückenden Nöten und Problemen der Zeit. Mit Recht bezeichnet Horneffer das Fortbestehen dieser Tatsache als unerhörten Luxus, den wir uns einfach nicht länger leisten können und dürfen.

„Denn wenn die Gegenwart mit ihren lastenden Fragen, mit all ihren harten Problemen nicht dem wissenschaftlichen Geiste unterstellt wird, dann brechen alle Dämonen der Leidenschaft über diese verwickelten und verworrenen, unklaren und düsteren Ver-

hältnisse herein und machen sie noch viel verworrenere und unlösbarer, dann verfällt das Leben einer Zerrüttung, wie wir sie etwa jetzt erfahren, die dann schließlich in volle Zerstörung übergeht.“ —

Demzufolge ergeht Horneffers Ruf nach dem Philosophen als Arzt der Kultur, der Ruf nach dem Lebensphilosophen, der dank seiner Schulung am Abstrakten und Wesentlichen auch dem Konkreten gegenüber frei von Leidenschaft und Partegeist und d. h. objektiv zu sein vermag. Es ist hoherfreudlich zu hören, daß Horneffer diese Gedankengänge demnächst vor der Wissenschaft selbst vertreten und ausführlicher begründen wird. Eine Vorstellung von der Aufgabe des Philosophen im Dienste seiner Zeit gibt er indessen schon am Ende des vorliegenden 2. Bandes, wenn er u. a. folgendes ausführt:

„Beispielsweise: wie soll der künftige deutsche Staat beschaffen sein? Was hat sich das deutsche Volk für eine Verfassung zu geben in Anbetracht der dauernden, tief und unverrückbar in seinem Wesen und Charakter, in seiner unausrottbaren Naturveranlagung begründeten Eigenschaften? Denn einen allgemeinen, ewig gültigen, für alle Menschen aller Zeitalter gleichmäßig zutreffenden und zweckmäßigen Staat gibt es nicht. Einen deutschen Staat haben wir zu schaffen, der Abdruck und Ausfluss unserer ureigenen, ganz bestimmten und konkreten deutschen Natur ist. Wer soll darüber entscheiden? Nur der psychologische Philosoph, der tief in das Wesen des deutschen Volkstums eingedrungen ist, kann über diese unvergleichlich wichtige Frage eine innerlich und wesentlich begründete Ansicht und Einsicht haben. Darf diese Frage nur nach Neigung und Laune, nach augenblicklicher Stimmung und Strömung, aus der Leidenschaft einer unglücklichen und unheilsamen Stunde entschieden werden? Besitzen wir in der neuen Reichsverfassung einen solchen aus unserer Natur ursprünglich und echt erzeugten, zu unserem Charakter stimmenden und ihm angemessenen Staat? Und wenn nicht, wie ist diese Verfassung umzubilden? Und haben wir einen klaren Gedanken, einen Grundriß des zu schaffenden Staates gefunden, wie ist dieser Gedanke und Vorschlag in die Wirklichkeit zu überführen? Wie ist er auf Grund der tatsächlich vorhandenen Kräfteverhältnisse des politischen Lebens, der gegenwärtig miteinander ringenden politischen Gegensätze, angesichts der

heute herrschenden politischen Mächte, Ideen, Streubungen in die Tat umzusetzen? Denn konkret soll ja das gesuchte philosophische Denken sein, aus dem unmittelbaren Wir-sal soll es uns herausführen! Was kommt uns irgend eine allgemeine Idee von irgend einem wünschenswerten Staate, wenn diese Idee nicht auch in das Leben selbst eingehen, zu Gestalt und Wahrheit werden kann?" —

Alle Mühen im Ringen mit dem deutschen Schicksal werden indessen umsonst, völlig umsonst gebracht sein, wenn es nicht gelingt, unserem zutiefst getroffenen Volke Eines wiederzugeben: den Glauben an sich selbst. Gestützt auf seine immer klarer zutage tretende Unschuld, gestärkt am einzigartigen Beispiel der eigenen großen Vergangenheit und noch eben erst verrauschten Gegenwart, muß jener Glaube erwachsen, der Berge versetzt, durch den unser Schicksal Stufe wird zum endlichen, unserer Bestimmung gemäßen Aufstieg. Zum zweiten Male unmittelbar vor seiner letzten

Erfüllung jäh zur Tiefe geschmettert, haben wir erneut Nietzsches Wort erfüllen müssen „von den Deutschen, die ein Gestern haben und ein Morgen und Uebermorgen, aber noch kein Heute.“

Horneffers Stellungnahme zu den unser öffentlichen Leben bestimmenden Mächten der Arbeiterschaft, Demokratie und Judenfrage muß dem Leser dieses gedankenreichen Buches vorbehalten bleiben.

Wir haben Ernst Horneffer in großen Tügen unter Betonung seiner Sendung als Volkserzieher zu zeichnen versucht und ließen das Wissenschaftlich-Literarische seines Schaffens mit Absicht nur anklingen; um so mehr glauben wir erwiesen zu haben, daß es Pflicht ist, in unserer an Persönlichkeiten armen Zeit sich mit solchem Manne auseinanderzusezen, ihn zu kennen. Es ist ein beschämendes Zeichen der Zeit, daß für wesentliche Menschen keine Presse vorhanden ist; wohlan, hier ist ein solcher! Oeffnen wir Herz und Sinne, seine Botschaft zu hören!

Paul Friedrich

Von Arthur Silbergleit

Der Dichter und Denker Paul Friedrich gleicht dem auch von ihm gestalteten Prometheus, der an die Eisenkette seines innersten Gesetzes geschmiedet, im Bewußtsein seiner Zwiespältigkeit an den zähen Ringen von Geist und Gefühl, Vernunft und künstlicher Sinnenfreude so lange zerrte und riß, bis er als kosmischer Mensch seine Erlösung, den Weg ins Freie und zur Welteneinheit fand. Tosende Wortdonner, jähre Fluchgewitter umtobten lange das wilde Chaos seines jugendlichen Sturmes und Dranges, das ihm zuletzt, da sich seine Seele mit dem Weltgeist vermaßte, als geklärter Kosmos erstand. Geboren in Weimar, sog er die deutsch-hellenische Luft in vollen Zügen ein, und so formte er die edle Gebärde, mit der seine Großmutter am Totenlager Goethes stand, in mancher Sprachkontur nach und unbewußt folgte er auch den Linienspielen griechischer Gewänderfaltenwürfe und der Harmonie und klassischer Glätte, der sich sein Vater, Professor Waldemar Friedrich, so gern in seinen vielgerühmten Bildern hingab. Bis die Ungebärdigkeit des ihm wohlverwandten, rebellischen,

föhhaft aufrührzenden Grabbe den jungen Dichter vom klassischen Dogma befreite und er zur Monumentalität dieses Titanen hinstrebte. Ja, drei große Vorbilder leuchteten gestrahlt seiner Jugendentwicklung: Grabbe, in dessen Werken er Natur und Wirklichkeit vereinigt fand, Aeschylus, dessen Dramen ihm die Seele des Kosmischen und des Mythos offenbarten, und die Bilder des Malers Rethel, der ihm das Geheimnis der geschlossenen großen Form enthüllte.

Mit einem noch etwas farblosen Versbande, leuchtend betitelt: „Sonnenblumen“, führte sich Paul Friedrich ein; sein eigentlicher Entdecker aber war Otto von Leizner, der vorher einige Gedichte Friedrichs in seiner „Deutschen Romanzeitung“ abgedruckt hatte. Der Jugendversuch: „Christus“, den Adalbert von Hanstein in seiner Literaturgeschichte lobend erwähnte, verrät bereits im Jahre 1899 den künftigen großen Versepiker des „Tod der Weltstadt“. Der noch ganz in sein Unbewußtsein knospenhaft eingeschlossene junge Mensch harrt seiner Sendung und gleicht in der langen Leere seiner Wartezeit

ganz seinem Christus in der Wüste. Dieses religionsphilosophische Gedicht in fünf Gesängen versucht den Begriff der biblischen äußeren Sendung stärker in eine tief persönliche, innere umzuwandeln und zeigt in der Sprachform bereits Spuren eigener Prägung und Ausdrucksättigung. Die Willenskraft, die Christus gegen Satan aufbringt und der Sieg über die dämonischen Gewalten seelischer Versuchungen, das Ringen einer nutzvollen Wirklichkeit mit dem Jesus-Ethos findet in uns einen gewaltigen Wiederhall. Der Gesinnungsadel von Jesus offenbart sich in einem Gespräch mit Lucifer:

„Denn wenn die Erde einst vergessen sollte, was ich tat, so wird ein Größerer an diese Stelle treten und so lang ringen, bis Du untergehst!“

Weit auf der Wüste lag's wie heller Schein von göttlicher Verheißung. Goldner Tau erstrahlte rings in unermessner Pracht.

Da röhnte aus tiefstem Herzen Satan und ließ den Schlafenden. Und alsbald erwachte Christus und sah in die Sonne. Von steinigem Lager trieb es ihn empor, er glättete sein goldenes Gelock, er gürte sein härenes Gewand, dann stand er sprachlos — — —

Zu gleicher Zeit schrieb Paul Friedrich sein Drama: „Napoleon“, eine heroische Trilogie, einen Hymnus auf die Tat, in dem der Durchbruch männlicher Willenskraft gefeiert wird und die schwächliche Zustandskunst jener Tage ihr starkes Gegengewicht findet. Dieses Werk des napoleonischen Abstiegs von Ruhmesgipfeln nennt als wechselseitige Schauplätze: Fontainebleau, Elba, Paris und St. Helena und gewinnt zuweilen die Kraft mancher shakespeareischen und grabbeschen Bühnendichtung. Aber während die Volkszenen noch eindringlich an Grabbes Art erinnern, zeigt bereits der Aufbau des Ganzen ein eigenwilliges persönliches Gepräge: das Gegenspiel ist weit politischer als bei Grabbe; hier töst kein geller Schlachtenlärm, sondern das behutsam leise listenechte Spiel der Diplomaten durchwispert uns; auch wirkt hier die Persönlichkeit Napoleons weit mächtoller als bei Grabbe und sprüht in der modernen Darstellung Friedrichs von Leben.

Der Ausklang der Trilogie ist in shakespeareischer Art düster, und der hier etwas gedämpfte Gewittergross der Eroica-Stimmung donnert dem Ganzen nach.

Nach der Herausgabe eines Bandes Gedichte: „Im Lebenssturm“ (1901), eines etwas unpoetisch wirkenden Versuchs einer realistischen Poesie, in dem der Dichter Pathos und Ueberschwang durch eine knappe Gestaltung in bescheidenen Landschaftsbildern zu überwinden strebt, veröffentlicht Paul Friedrich im Jahre 1902 sein von Wildenbruch herzlich begrüßtes Drama: „Heinrichs Krönung“ (im Verlage von Georg Heinrich Meier, Berlin), das im harzer Bergtheater 1912 seine erfolgreiche Uraufführung erlebte.

Heinrich der Vogler grüßt in der Natur einsamkeit über den Zwiespalt zwischen seinem Seelenglück und Führertum nach. Dieses Werk erfreute mich nicht zuletzt durch die Schönheit und Frische seiner Naturschilderungen. Im Jahre 1904 ruft der Denker Friedrich den gleichnamigen Dichter zurück. In einer Schrift: „Der Kampf um den neuen Menschen“ untersucht Friedrich seine Zeit und ihre Erscheinungen auf allen Gebieten mit der Gründlichkeit eines Wissenschaftlers. Er finnt über eine Antwort auf die Frage: Wo stehen wir? und gelangt zu der Erkenntnis, daß der brodelnde Hexenkessel seiner Zeit überheizt ist und daß die bunte Fülle der mannigfachsten Regungen noch keinen inneren Reichtum bedeutet; erst durch Ueberwindung des Materialismus würde man das Reich des Geistes und der Seele gewinnen, gelangte man nach den Zukünften einer irrgewordenen Zeit wieder zur Ruhe einer geraden Linie, zur Sicherheit eines festumrissenen Stils. Dieses gedankentiefe Werk hat nur einen Fehler: die Erkenntnisse der Naturwissenschaft werden zu wenig gewürdigt. Im Jahre 1905 erweist Friedrich wiederum seine reflektierende Kraft in seinem „Dialog über Apollo und Dionisos“, im Jahre 1906 abermals seine Sendung als Dichter in dem stimmungssatten Versbande: „Tiefe Feuer“, in dem manche Seelenglüten ihre Erlösung und Lösung in geistgeläuterten Hymnenströmen finden. Weit dichterischer aber erscheinen mir noch Friedrichs Prosa-Improvisationen voll Kindheitserinnerungen, Erfahrungen und witziger Einfälle betitelt: „Das Pfauenrad der Sphinx“ (1907. Verlag Axel Junker, Berlin). Hier wird der bunte Fächer des Lebens

aufgerollt, und durch die Magie eines wirren Farbenrauschs schimmert in ungeprüpter Klarheit die Erkenntnis, daß uns alle Kämpfe nicht zu frommen vermögen; freuen wir uns daher über alle bunten Erscheinungen des Daseins; denn sie sind ein stummer Psalm auf die herrliche Heiligkeit des Lebens. Seine kritische Schärfe bekundet Friedrich in seiner Schrift: „Der Fall Hebbel, ein Künstlerproblem“, 1908 (Zenienverlag, Leipzig). In jener Zeit der allgemeinen Hebbelvergötterung war dieser Sturmlauf gegen die uneingeschränkte Herrschaft des Verstandes eine mutige Tat, und man liest noch heute mit der gleichen Aufmerksamkeit Friedrichs fesselnden Nachweis, daß Hebbel trotz seiner hohen dichterischen Absichten immer mehr Denker als Dichter blieb. Nicht lediglich der Literatur, sondern ganz dem Dasein zugewandt und bereits durch seinen Titel demgemäß gekennzeichnet sind Friedrichs: „Mysterien des Lebens“ (1910, Verlag Neues Leben Wilhelm Borngräber, Berlin). In vierzehn Kapiteln, hier „Abende“ überschrieben und in reizvoller von Lyrikus und Philosophie belebter Sprache versucht der Dichter den Nachweis, daß es eine Logik des Denkens und eine Logik der Wirklichkeit gibt; die Einheit dieser Gegensätze aber kann in der Welt hergestellt werden; weil eben diese die Willenskraft zur Einheit in sich hegen, müssen wir die dauernde Spannung des Geistes erhalten. Jedoch auch der Dramatiker Friedrich sucht neue Lorbeerne. Seine Mofestragödie: „Das gelobte Land“ (geschrieben 1907) stellt seelenerschütternd die Vergeblichkeit und den Zwiespalt zwischen den Bemühungen des Jehovahlieblings dar, zugleich sozialer Retter und Prophet sein zu wollen. Friedrichs Nietzschartagödie vollends: „Das dritte Reich“ (1910, Zenien-Verlag, Leipzig, uraufgeführt in Berlin 1912), bleibt für die Entwicklung des Dichters bemerkenswert. Nietzsche auf Bergesgipfeln erhebt sich hier wie ein neuer Prometheus gegen die Götter. Dieses dunkle Schicksalspiel einer geistigen Führernatur gegen die Mächte seiner Umwelt, aber auch gegen die dämonischen Gewalten seines eigenen Ichs zeigt in der Darstellung der Alltäglichkeit gegenüber der Größe nietzschescher Ewigkeitsgedanken eine realistische Komik, dazwischen geistern Obsensche Einfüsse. Die schwärmerische Seelentrunknenheit des jugendlichen Nietzsche, der auf seinen Freund und Ab-

gott Wagner schwört, rauscht hier in einem starken lyrischen Pathos auf, während der Bayreuther eher als genialisierter Spießbürger und Kosima als kluge Weltdame dargestellt wird. Bezwingerd wirken besonders die Verlockungen, die um und in Nietzsches Seele kämpfen und ihren Ausdruck in der Gestalt Zarathustras finden; folgerichtig wird hier der Wahnsinn als Abtrennung des außerordentlichen Menschen, des Genius, vom familienhaften, ordentlichen, privaten gekennzeichnet, und zuweilen gespenstert der Schatten von Byrons Manfred in der Ferne. Dieses Drama, 1912 in Berlin uraufgeführt, würde auch den heutigen Spielplan unserer Bühnen nicht nur bereichern, sondern auch vertiefen. Wiederum das Alltagsland durchstreift Friedrich in seinem romanhaften Gebilde: „Aus dem Tagebuch eines Junggesellen“ (1910. 3. Auflage. Schuster & Loeffler, Berlin). Die Schilderung des Liebeskampfes zweier Brüder um eine Frau und deren Kind ist voll Spannung und psychologischer Feinheiten; der Erzähler Paul Friedrich, der bereits 1914 in seinem novellistischen Bande: „Paris“ (Verlag Wilh. Borngräber, Berlin) französische Stilgrazie erwies und dem wir nach Jahren der Stille in seinen reizvollen Novellenbande: „Der Papagei“ (Mosaik-Verlag, Berlin), wieder begegnen, bleibt immer bemerkenswert. Aber auch der gleichnamige Kulturphilosoph und Espanist bewährt sich in seinen Auffäßen: „Deutsche Renaissance“, Zenien-Verlag, Leipzig, 1911, 2. Band ebenda 1913), als Parzivaldeutscher und tapferer Kämpfer gegen den Feminismus und Amerikanismus, dem er als wahre Heimat des ewigen Deutschen ein männlich starkes und vergeistigtes Deutschland entgegenstellt. Auch sei des sehr schätzenswerten Lyrikers gedacht, der schon vor dem Kriege in seiner „Solitude“ zu immer persönlicheren Prägungen heranreift, der uns während des Krieges in seinen Strophenfolgen: „Fahnen und Wunden“ (1915), „Belgische Sonette“ (1916) eindrucksvolle Zeugnisse seiner Verskunst gab, bis er in seinem seherhaft vor dem Weltkrieg geschriebenen monumentalen Epos: „Der Tod der Weltstadt“ (3. Tausend, Mosaik-Verlag, Berlin) mit whitmannscher Wortgewalt und in Visionen voll Anschauungsgröße die Vulkane seines rhythmisch jäh auslodernnden Zorns über die Großstadt, die Brutstätte aller Derruchttheiten und Laster, niederprasseln läßt.

Die zahlreichen literaturgeschichtlichen Studien aus der Feder Paul Friedrichs zeichnen sich durch wissenschaftliche Gründlichkeit und starke dichterische Einfühlungskraft in die verschiedensten Gestalter und Gestaltungen aus. Ich nenne hier nur Friedrichs Vorwort zu Julius Mose's Gedichten (Verlag von Otto Hendel, Halle (1898)), „Carl Michael Bellmann“ (1906), die Biografieen von Thomas Mann und Frank Wedekind in der Dichtersammlung des Verlages Wilhelm Borngräber, Berlin (1913), die Einleitung zu: „Vom Tod fürs Vaterland“ von Thomas Abt (1914), die Geleitworte zu Richard Wagners Meisterwerken (bei Weichert, Berlin) und zu Grabbes Werken (1907) mit der ersten Fassung von Marius und Sulla (ebenfalls bei Weichert, Berlin). „Hölzerlin und Waiblinger“, Wilhelm Waiblinger: „Der kranke Hölzerlin“ (Xenien-Verlag, Leipzig, 1913), die lyrische Anthologie: „Neuland“ (Wilh. Borngräber, Berlin, 1913) und die Einführung in eine Auswahl von Storms Werken (bei Weichert, Berlin, 1920). Geistiges Führergeleit gibt Friedrich auch „Waiblingers ausgewählten Werken“ mit ungedruckten Briefen Waiblingers (Dom-Verlag, Berlin), „Bildern aus Romantik und Biedermeier“, von Fr. Wilh. Gubitz, (Pantheon-Verlag 1922), dem Grabbe-Buch, das wissenschaftliche Studien allgemeine literarische Abhandlungen, Kapitel aus einem demnächst erscheinenden Grabbe-Roman Friedrichs, Gedichte u. a. von Herbert Saekel, Bruno Frank, einen Einakter von Eulenberg sowie zahlreiche Bilder und Karikaturen umfasst. (Verlag Meiersche Buchhandlung, Detmold.) Auch Friedrichs Verdeutschungen ausländischer Werke: Madame de Staél: Ueber Deutschland (Verlag G. Kiepenheuer, Potsdam, 1913) und Alexandre Mercerean: „Worte vor dem Leben“ (Insel-Verlag, Leipzig, 1914) erfreuen durch ihre dichterische Sprachkraft, die Gesamtheit dieser Veröffentlichungen aber erweist die Unermüdblichkeit des Dichters, der jetzt an einem Novellenband: „Die Verständigung“ und an der Vollendung seines bereits erwähnten Grabberromans arbeitet.

Es ist in Deutschland, dem Lande der sorgsamsten Einordnungen, leider Brauch, daß Persönlichkeiten von der Art Paul Friedrichs, weil sie sich keiner bestimmten literarischen Gruppe einreihen können oder wollen und sich daher keiner Förderung einer bestimmten Dichtergenossenschaft, genannt Klique, erfreuen, länger als andere brauchen, um sich in ihrer Gesamterscheinung durchzusetzen, und es bleibt die besondere Tragik dieses ja auch Tragödiendichters, über die er hoffentlich weltweise in sich hineinsächeln wird, daß man ihn bei der Namensnennung unserer „Großen“ zumeilen geflissentlich übergeht. Es sei ohne weiteres zu gegeben, daß einzelne dichterische Begabungen auf begrenzten Gebieten mehr leisten, und mögen sich daher auch Virtuosen ihrer eigenen Winzigkeit und Sparsamkeitskünstler an Geist in ihrer Flachheit und Beschränkung über Friedrichs tiefen und kosmischen Sinn erhaben wähnen, sie bleiben dennoch in den Niederungen des Alltags, des literarischen Marktes und der Stilmoden stets zurück. Und mag uns auch mancher seiner musischen Zeitgenossen im Einzelnen Vollkommeneres als Friedrich geben: das Gesamtbild der dichterischen und denkerischen Erscheinung Paul Friedrichs, der noch heute gemäß seinem Meister sich selbst zu erkennen sucht und mit seinem Gott und seinem Dämon ringt, bleibt so bezwingend, seine bisherige Lebensarbeit so Achtung erheischend, daß ein jeder, der sich von dem Jahrmarktslärm hochgepriesener Tagesgötter oder -gözen nicht verwirren läßt, das einfachste Gebot menschlicher Gerechtigkeit befolgen, d. h. Friedrichs Werke zu persönlicher Urteilsbildung kennen lernen sollte. Ja, hier wurde am hellen Tage der Gegenwart durch künstliche Meinungstrübungen ein Licht etwas in den Schatten gestellt, holt es euch aus seinem Nischenglück stolzer Abseitigkeit, und ihr werdet selbst das Leuchten still Verklärter empfangen!

Kreislauf

Der Sand des Tages rinnt aus alten Uhren,
deutet Deine Glieder langsam zu:

Und Du verzagt.

Die Nacht gießt Silberstrom von hohen Türmen
und wölbt die ewig-blauen Kathedralen:
Da bist Du Pilger wieder und verzagt.

Der Abend stiert aus hengstisch-wilden Augen
und schreit nach Blut:

Da glaubst Du Gott zu sein.

Gerhart Pohl

Von der Not^{*}

Von Paul Friedrich

Und als die zweite Abenddämmerung gekommen war und das Zimmer in dichten Schatten hüllte, hörte ich die alte, verstimmt Bratsche schnarrend fragen: „Was ist es mit der Not?“

Da seufzte die sichere Stimme lang auf und sagte: „Die Not ist die dunkelste aller Frauen. Ihre Schleier zu lüften wird wohl keinem gelingen, solange Erde, Mond und Sonne ist!“

„Muß Not sein?“ — fragte der Zweifel, und ich fühlte sein spitzes, glänzendes Horn.

„Muß überhaupt etwas sein? Muß ist müßige Frage. Sie ist. Das ist ihr Grund und ihre Notwendigkeit.“

„Ist sie vielleicht eine Folge der Unvollkommenheit der Menschen oder der Schöpfung überhaupt?“ — fragte die alte, verstimmt Bratschenstimme.

„Sie ist eine Läuterung, und sie hilft dem Menschen zur Erkenntnis seiner Söhle“ — sagte die helle Glockenstimme.

„Was nutzt ihm die Erkenntnis. Erkenntnis bessert nichts,“ — schnarrte ein Greif, und seine Worte klangen steinern und hoffnungsleer.

„Man muß erst fühlen, daß es nicht einerlei Not gibt. Not reimt auf Tod, aber sie reimt auch auf Lot, und oft ist sie wie ein Senklei, um alle Tiefen des Ertragbaren auszumessen. Ohne die Not wäre das Leben schal und seine Freude Langeweile. Die Not ist notwendig, wie der Schatten dem Licht, wie der Tod dem Leben, wie das Böse dem Guten.“

„Und doch wird der Mensch dadurch nicht größer und besser“, — sagte der Hagere mit dem Horn.

„Aber auch nicht schlechter. Ich habe den, der eine große Not durchrungen, stärker und tätiger, edler und wissender gefunden. Die Not heiligt den Schmerz und die Freude. Not ist Notwendigkeit.“

„Eia, wie schön du die Not zu besingen weißt. So singt der Dichter von Dingen, die er sein Lebtag nie gesehen. Wahrlich mich deucht, dir ist die Not noch nie zur Wirklichkeit geworden, aber nötig, das sage ich dir, ist dir die bittre Not.“

Das sprach die alte Bratschenstimme, und sie

überschlug sich fast vor Bitterkeit wie die Stimme eines keifenden Weibes: „Kennst du die Not? Die wahre Not ist nicht ein Tor, durch das der Suchende aus Licht in Sonne wandert, sondern ein dumpfer, ausichtsloser Dämon ist sie. Sie umschürt deine Wiege, sie tränkt dich mit ihrer säuerlichen Milch, sie blickt dir beim ersten Aufschlag in die Augen und bläst deine ganzen kindlichen Hoffnungen aus, kaum, daß sie brannten. Sie stößt dich unter ein niedriges Dach, und beugt deinen Rücken; wenn du Atem schöpfen willst, schlägt sie dich mit der stremigen Sklavengefetze, wenn du dich aufrichtest, deinen Knechte zu sehen, reißt sie dich nieder und ruft: Zur Erde, denn von Erde bist du, und Erde sollst du wieder werden! Willst du rasten, peitscht sie dich vorwärts, daß der Schweiß dir aus den Gliedern bricht, wenn du müde bist, schüttet sie dir die grauen Sorgen, die singen dir ihr eintöniges Lied, das den Schlaf von deinem harten Lager scheucht. Kälte und Hunger sind deine Morgen- und Abendgabe. Und damit du das Wünschen nicht verlernst, läßt sie das Glück und den Reichtum an dir vorübergehen, gesellt den Zeitotsschläger zu dem, der ewig wie ein müder Gaul im Göpel keucht, und du neidest dem Andern seine Kleider, seine roten Wangen, seine weiße Haut, seine Ruhe, sein Geld und hältst den, der mehr hat, als du, für glücklicher. So nistet sich der Seelenhunger, das wilde Begehr nach Schäßen des Fleisches und Geistes in dein Gefängnis und macht dir das Wenige, was dir blieb, verhaft. Du achtest es gering und suchst das, was dir für immer verwehrt ist. Erst suchst du es auf redlich-gradem Weg. Du spannst alle Kräfte an, die dir dein schweres Tagewerk, dein kärgliches Essen ließ. Du nimmst die Nacht und stiehlst sie deinem Schlaf. Du zermarterst dein Gehirn mit Dingen, die du nicht verstehst, die dem, der da hat, erklärt werden von Jugend auf, die dir, der du danach suchst, ewig verschlossene Schätze sind. Du ermattest und blickst auf vergeblich verschwendete, hingeschwundene Jahre. Statt der Wünsche läßt du den wilden, roten Haß dir als Tischgärt ein. Der Haß ist ein Unersättlicher, alles frißt er dir auf und alles, was du besaßest, zertrümmert er lachend. Wenn er satt ist, bist du der Armeiste der Armen,

* Aus den Mysterien des Lebens.

faßt dem Tod schon nicht mehr gut genug für einen Gnadenstoß. Dann stößt er deinen Kadaver mit dem Fuß achtlos und verächtlich beiseite in ein Loch, und das Vergessen schlägt schwarz und unzerrissbar über der Geschichte deiner Not zusammen.

Oder du biegst bei Zeiten von der ehrlichen, graden aber endlosen Strafe der Arbeit ab und gehst die krummen Wege, die zum Glück führen. Du wirst es vielleicht finden, aber du wirst ein Verbrecher. Dein Gewissen wird dir im Glück jeden Bissen vergiften und dir sagen, daß du dein Glück auf Kosten deiner Menschen- ehre ergaunert und erlogen hast.

O, die Not ist furchtbar. Es gibt eine Not, die heißtt, und es gibt eine, die tötet. Langsam, Stich für Stich, aber sicher."

"Und ist sie nicht die Strafe für des Menschen Feilheit und Faulheit, für seine Eigenliebe und seine Genußgier?"

"Oft ist Not eine Folge der Unvollkommenheit des Menschen, noch öfter aber ist sie da wie aus dem Nichts gewadhsen. Sie verfolgt den Edeln und läßt ihn an der Röhheit und Gemeinheit der Nächsten inne werden, daß ihm die Stärke der Gewissenlosigkeit zum Glücke mangelt. Was kann der Krumme, Lahme oder Blinde dazu, daß er krumm, lahm oder blind ist, daß ihn das Glück, das jedem Tölpel lächelt, flieht und ihn alle meiden und verlachen."

"Ist sein Glück nicht vielleicht die Folge einer Sünde seiner Mutter, als sie ihn im Leiba trug?" — frug die sichere Stimme.

"Auch das kann sein. Doch muß es nicht sein. Die Not ist blind. — Sie fragt nicht nach Recht oder Unrecht, wo sie ist, da ist sie, und es gibt keinen Lebenden, der da sagen könnte, er habe sie nie gekannt. Das ist ihre einzige Gerechtigkeit."

"Viele meinen", fuhr die ärgerlich knurrende Stimme fort — es gäbe nur eine Not, die Armut mit ihren Kindern, dem Hunger und dem Frost. Gäß's nur die eine, ei, so müßten alle, die haben, sich satt zu essen und zu kleiden, froh und glücklich sein. So denken die Armen in ihrem Haß. Und doch: gibts nicht auch eine Not des Reichtums? Sie heißtt die Übersättigung, die Langeweile. Ich habe einen Mann gekannt, der gab sein ganzes Gut und Geld den Armen und wurde Tagelöhner, nachdem er fünfzig Jahre im eigenen Wagen gefahren, in seidenen Betten sich gewälzt, vor Austern und Trüffeln gähnend gesessen, die schönsten Frauen aller Rassen und Nationen

besessen hatte. Er wollte einmal hungrig sein nach einer Schüssel dampfenden Kohls, er wollte einmal müde sein und auf einer Streu den Schlaf finden, den er in seinem Himmelbett so selten fand, er wollte einmal von einer Frau um seines Wertes willen geliebt sein. Ihm war das Glück die größte Not, die Not wurde ihm zum Glück. Aber einen Anderen kannte ich, der war reich, der las alle Bücher aller Völker um weise zu werden, der gründete Fabriken und machte wohltätige Stiftungen — um Ruhe zu finden in einer Seele. Der reiste um die ganze Erde, um Vergessen zu suchen und durch Sehen reich zu werden — und als er von seiner großen Reise um die Erde zurückkam — und nichts mehr war, was er nicht gesehen — da ging er in sein Hämmlein, schrieb seiner Schwester einen Abschiedsbrief und — erschöpft sich. Er war ein Unglücklicher wie Midas, dem Alles, was er in die Hände nahm, zu Gold erstarrte. Wer keinen Wunsch hat, den er nicht befriedigen kann, der ist der Unglücklichste unter der Sonne. Ihm wird der Tag zur Ewigkeit, am Morgen schon gähnt ihm die Langeweile entgegen und fragt ihn: Wozu wachst du, warum lebst du? Er stürzt sich in Ausschweifungen und Vergnügen, aber das ist immer dasselbe, bald kennt er im Vor- aus jeden Schluß, und darum läßt er Alles ungetan. Oder er wirkt seine Jugend der Unzucht in den Rachen und büßt zehn Jahre der Vollerei mit dreißig, vierzig Jahren ewigen Krank- und Siechseins. Nichts, das ihn freute. Die Dinge, die von ihm nichts haben wollen, sondern nur geben, versteht er nicht, weil er keine Zeit gehabt hat, sich mit ihnen zu beschäftigen. Die tausendfältige Sprache der Natur bleibt ihm fremd, er weiß nicht, daß sie auch für ihn gesprochen wird, das Mitleid ärgert ihn, Liebe hält er für Aufdringlichkeit und wittert mißtrauisch fremden Eigennutz. Diese glänzende Not ist doch schrecklicher als die frierende, weil sie fast immer heillos ist. Nicht jeder ist so stark und weise wie Gotthama, all den äußerem Schein zu opfern und sich im täglichen Mitleid vom Joch des Egoismus zu erlösen. Tausende und Abertausende kannst du täglich sehen, die die schweren Ketten der Langeweile klirrend hinter sich herschleppen von einem Tag zum andern, ihr ganzes trauriges Leben lang. Sind sie alle schuldig, daß sie so leiden? Wohl, sie suchen das Leben da, wo es nicht ist, sie verbären in Ihsucht und Stolz und wissen nichts von Mitleid und Liebe. Aber manch einer hat

keine Mutter gehabt, die sein Herz den warmen Winden der Gefühle öffnete, daß es keinen und sprossen konnte und die fröhlichen Vögel in seinem Schatten zwitscherten, mancher ging unter Fremden durch eine liebeleere Kindheit, achtlös behandelt, nie als Mensch, immer nur mit dem einen Gedanken im Herzen: du hast ja Geld! Das soll deine Rache sein.

Und ist das Alles? Gibt's nicht eine bitterere, noch furchtbarere Not, weil sie wie ein Geier am Herzen frisbt und den Tapferen mutlos und verzweifelt macht? Die innere Not. Läßt mich von ihr reden und zeugen.

Wieviele leben nicht mit sehenden Augen, trinken alles Schöne und Entsetzliche des Lebens, bis sie voll sind von seinem Widerspruch und von dem Reichtum ihrer Seelen sagen wollen. Sie möchten es, aber sie können es nicht, die Harfe, die sie schlagen wollen, gibt einen Misrlaut von sich, und verzweift lassen sie das Spiel verstummen. Ihre Scham macht sie verschlossen vor denen, die das Spiel schätzen und ihr Stolz vor denen, die die ewigen Melodien des Lebens und seiner Wunder nicht hören, weil sie blöd und taub sind. So frisbt das alles in sie hinein, und keiner öffnet ihnen die Zunge, und niemand merkt, was in ihnen lebt. Einjam und unverstanden gehen sie, beiseite geschoben von der kreischenden Menge, traurig an der Mauer entlang, biegen bald in verlassene, öde Gäßchen ab, in denen ihre Gestalten wie schwankende Schatten verschwinden.

Und einige sind, die sehen mehr als die anderen, reicher, tiefer, seltsamer, märchenhafter scheint ihnen die bunte Welt: sie hören das Lied der Arbeit, des lauten, geschäftigen Werktags, den Gesang des schwatzenden Markts und der summenden Menge, aber sie hören auch das Flüstern der Stille, die Zwielprache der Einsamkeit mit dem Leben, das Lied der Winde und der Jahreszeiten, und die heiligen Töne der Nacht und der Sterne. Leben und Tod sind ihnen ein großes Erlebnis, Liebe und Arbeit, Laster und Freude, Schmerz und Sehnsucht. Reicher sind sie im Inneren als alle Menschen, aber außen sind sie arm und hilflos. Sie haben keine Stachel wie die Arbeitsbienen, das Leben zerfegt ihre bunten Seelenflügel. Die Blumen ihrer Träume welken in der stechenden Hitze der Not.

Auch ihre Sprache verstehen die meisten nicht, sie lachen ihrer: sie haben die Klugheit der Tauben, aber nicht der Schlangen. So ersticken sie mitten im Lärm des Alltags und seiner übel-

reichenden, schwitzenden und schwatzenden Geschäftigkeit, an ihrem inneren Reichtum, der ihr Glück und ihre bitterste Not ist. Sie suchen wie Diogenes nach Menschen, aber, wo der Schein ihrer kleinen Lampe hinfällt, da versinken die Anderen, und gähnende Leere ist um sie gebreitet, wie ein Abgrund. Was sie wollen, will Keiner, was sie sagen, versteht Keiner, und wer sie sind, weiß Keiner. Das ist die grausame Ironie des Lebens, daß oft der Hunger, der heulende Wolf, ihr einziger Freund und knurrender Begleiter ist, ein schlechter zerstreuter Hörer für ihre Weisheit. Oft leben sie erst auf, wenn sie tot sind, aber sie selbst wissen es nicht mehr, daß sie leben, und Mancher starb auch mit seinem leiblichen Tode geistig immerdar.

So kehrt die Not bei allen Lebenden ein in tausend Formen und sorgt, daß die Tränen der Menschen nie trocken werden".

Die alte verständige Bratschenstimme schwieg. Der Greif schnob feurigen Atem, und eine hoffnungslose Stimme sprach:

"Das Leben der Erde ist grau und dunkel. Kalte Winde wehen. Armut ist Not, Reichtum ist Not, Glück wird Not, und dann kommt die Nacht und schlingt Alles unverstanden hinab wie das Spiel einer Geige, das sich im Dunkel verliert."

"Wer wollte leugnen," — sagte die ruhige Stimme — „daß das Leben schwer und traurig ist. Aber nicht alle Not tödet. Not reimt auch auf Leben. Ohne Not würde auch das Leben ohne Sonne sein. Ewige Freude verliert ihren Reiz und stumpft ab, darum vermag sich der Sinn das Glück eines Himmels nicht vorzustellen. Die Not zeigt dem Menschen seine Schranken. Sie lehrt ihn, bescheiden zu sein in seinen Begierden, und weil sie Alle bindet, macht sie die einzelne Not gelinder im Hinblick auf die Gesamtheit: oder aber, das ist auch so eine Ironie, sie erzeugt den Neid. Im Grunde ist jeder neidisch, obgleich es wirklich keiner nötig hat. Allzugroßes Glück macht übermütig, stolz und selbstgenügsam. Da reißt die Not die Lustschlösser und Kartenhäuser der menschlichen, ziellosen Fantasien ein und zeigt dem Menschen, daß der Grund seines Lebens nicht die Freude, sondern Mühe und Notdurft ist. Sie ist die Meisterin des Einzelnen und die Lehrerin ganzer Völker. Wenn ein Zeitalter wie das gegenwärtige seiner dunklen Mutter vergibt und leichtsinnig seine Kräfte vergeudet, sein ganzes Glück im Genuß und seinen Genuss im Erwerb sucht, dann kommt die eisenbrechende

Not und öffnet die Schleusen der Abgründe und des Himmels. Wie ein flammendes Gewitter reinigt sie die Herzen, ein Bußtag folgt dem Carneval, und die innere Stimme der Reue mahnt zur Einkehr und zur Aenderung."

"Und doch sagte ich, Erkenntnis bessert keinen" — sagte der Basilisk stolz und abweisend.

"Nicht auf die Dauer, nicht für immer, denn die Zeit ist die Mutter des Lebens! Alles fließt in ewigem Wechsel! Aber die Not ist auch nicht stets und immer Herrin der Seelen! Aus der Abwehr der Not, aus dem Kampf der Lebensgeister gegen ihren versteinernden Atem entspringt der Fortschritt und die Lebensfreude, dies leidte Wesen auf einem nächtigen Grund. Ihr Kind hinwiederum ist der Humor und der „göttliche“ Leichtsinn, wie ihn die Dichter nennen, und ihm folgt wieder im Kreislauf der Natur die Not."

Die Stimme schwieg einen Augenblick.

"So ist die Not doch nötig. Also ist sie nicht die Not, von der der die trübe Stimme sprach?" — fragte der Hagere mit dem Horn.

"Sie ist dieselbe Not, die den Edlen erstickt und den Tapferen schwächt, den Guten mordet und den Verbrecher leben lässt. Sie ist nicht freundlich wie andere Gottheiten. Aber auch

in ihrer Grausamkeit gegen den Einzelnen ist sie lebensfördernd für die Ganzheit. Die Not des Einen ist des Andern Glück. Wahrlich, viele müssen leiden, daß einige glücklich werden. Wer mir dies Rätsel löst, den will ich anbeten wie einen Gott!"

Wäre sie nicht tiefer und dunkler, zielvoller und zugleich heimtückischer, gerechtfertiger und dennoch unbegreiflicher als der gemeine Menschen Sinn es glaubt, warum hätten wir da so lang von ihr gesprochen. Sie ausdeutet auf den Grund, hieße sie töten. Aber die Not ist unsterblich wie das Leben. Sie ist das Glück, wenn das Glück aufgehört hat, Glück zu sein und zur Not geworden, und sie ist zugleich das Unglück, über das Tränen geweint werden, solange ein Auge ist, an dessen Unbegreiflichkeit die Flüche und Verzweiflungsschreie der Menschheit ohnmächtig zerstossen."

"Heil dir, Not, die du größer bist als dein Ruf, Männergebärerin! Tauchzend segne ich dein Dasein, immer und immer wieder werfe ich mich dir entgegen und ringe mit dir um mein innerstes und äußerstes Leben. Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" — Dies sprach die helle Glockenfrauenstimme, und ich erwachte allein in meinem dunklen Zimmer, in das ein heller Mondstrahl schien.

Wir Menschen

Wir suchen:

im Sturme die Stille,
im Dunkel das Licht.

Wir rufen:

wenn Feuer, nach Wasser,
wenn Nebel, nach Sicht.

Wir heben:

nach Sternen die Hände,
wenn Erde uns quillt.

Wir knien:

entgöttert, verfluchend,
vor göttlichem Bild

Wir Menschen:

verkettet, entgöttert, zerstört.

Wir Menschen:

und doch in der Ewe erhört.

Gerhart Pohl

Rundschau

Wesen, Wert, Wille jüngster Dichtung

Von Dr. Kurt Bock

Kühne Mußt des liebendsten Herzens
Friedrich Schlegel

Die jüngste Dichtung hat im schroffen Gegen-
satz zu dem unerträglich gewordenen Part pour
Part-Bekenntnis, zur Goldschmiedlyrik, die noch
unsterblich scheint, und zur Oberflächenkunst
des Impressionismus eine lähme Wendung zum
Ethischen genommen. Wenn auch überlaute Mit-
läufer — Reklamepflognen des Maschinen-
zeitalters übernehmend oder durch verlegeri-
sche Maßnahme künstlich über ihre wahre
Bedeutung hinausgehoben — den eigentlichen
Sinn dieses Willens verfälschen, so bleibt dem
Einsichtigen dennoch der Kern als hoher Wert
und historische Notwendigkeit seit vor Augen.
Eine Literatur, die rein der Unterhaltung
diente — oft noch auf Kosten gepflegten Stiles
und dichterisch-persönlicher Sprache — wird
überwunden. Flammande Jugend tritt an. Der
Ueberschuß an Kraft, die Verworrenheit der
Prinzipien, die geballte Sehnsucht und die wirk-
lichkeitsfremde Weltverlossenheit der Ziele sind
allerdings Ursachen eines wilden Lärms, der
sich in Extremen austobt. Der Most aber ist
guter Vorbote edlen Gehalts. Und ein feines
Ohr hört auch die Erfüllung jener Dichtung,
die noch still beiseite steht und schon abgeklärt
den Sinn des jungen Ethos mit vollendetem
neuer Sprachkunst und den Vorzügen alter
Meister eint.

Die zarte Lyrik erhält neuen Blutstrom, der
dem tatsächlichen Leben entquillt. Leid hat
uns berührt. Die belanglosen Autosuggestionen
und Selbstbespiegelungen der Ich-Poeten sind in
ihrer ganzen Leere und Nutzlosigkeit entföhlt.
Das Kunstgewissen, das tiefe Gefühl jener lite-
rarischen Verantwortung, durch das ästhetische
Leben das praktische menschlich zu vollenden,
und vor allem das stolze Bewußtsein der Pflicht
zur Humanität haben Grundsteine für neue
Tempel gelegt. Dass diese Kunst unvergäng-
lichen Gehalt birgt, bedarf keines Erweises.
Sie ist gedanklich, dadurch berufen, Sinn des
Daseins zu werden — sie ist ethisch und damit
Führerin, Ziel, Sackel und Krone!

Eine ungeheure, innerlich beschwingte Be-
wegung ist auf dem Marsche. Es gilt, sich
fruchtbare zu gestalten, Dämme aufzuwerfen,
dass das Ziel nicht verloren gehe.

Die Pflicht der inneren Berufung und des
humanen Gewissens verlangt die wägende Hand
des Kritikers nicht nur zur Auslese der schweren
Frucht aus der Spreu, sondern zur tätigen Hilfe.
Schon vielerorts ist betont worden, dass der
menschliche Gedanke der jüngsten Dichtung ihrer
Form widerspricht. Wer die Idee des Brüder-
tums säen will, darf nicht in Einöden gehen,

wo er gegen Stürme stürmischi anschreien muß
— nein, er gehe auf die Fluren, in die Täler
und spreche seinen Willen wirklichkeitsgebunden
aus, dass die Menschen seine Liebe fühlen und
verstehen und heimlich hingerissen sind von dem
prophetischen Klange, der in den schlichten
Worten erwacht. Dass sie staunen, wie sich die
Welt unter dem Willen des Dichters wandelt,
und dass Aufgaben und Freuden jenseits des
Alltags ihrer harren!

Alle Uebertreibung des Formalen also, der
allzu knappe Stil, der jähre Uebergang, die ge-
brochene Linie, muß vermieden werden, damit
die Allgemeinheit von der Dichtung das Wissen
um die Gemeinamkeit lerne. Lyrische Stim-
mung muß sich mit buntbewegter Handlung
mischen, um eine Romankunst zu schaffen, die
der zutiefst wahren Forderung Scheerbergs ent-
spricht, dass nämlich das „Abenteuer“ ins Zen-
trum der Epik gestellt sein müsse. Verzicht
auf das Extrem tut not; dann wird die junge
Kunst wahrhaft Führerin, die sie ihrem Ethos
gemäß sein will. Dann nur kann und wird sie
zum Volke sprechen und gehört werden.

Vom Statischen einer Psychologie, die schon
zur Geheimniskrämerei sich auswuchs, schreitet
die neue Dichtung zum Dynamischen einer
leidenschaftlich bewegten Handlung, die Abbild
und Symbol des rasenden Lebens gibt. Künst-
lerische Volkserziehung wird erst in den Be-
reich der Möglichkeit gerückt durch die Neuge-
burt einer weltzugewandten Romantik, wie
sie fernes Ziel der Frühromantik war.

Dieser Weg muss beschritten werden, wenn
die Kunst recht behalten und unser Glaube an
die Berufung der Humanität Zuversicht und
Tat werden soll. Politisierung der Dichtung
wird nie und nimmermehr dem Volke die
Kunst bringen.

Neue Dichtung ist Tat. Golgatha ihr Ge-
heimnis. Schmerzlich kostet sie die Bitternis
aller Leidensstationen um der Erfüllung willen.
Iung glüht sie und entflammt vom Willen,
grauenhaften Abgrund der Welt mit Liebe zu
überbrücken, in Qualen Vereinsamte wieder auf-
zurümen zu öffentlichen Menschen, deren tätiger
Geist dem suchenden Schritte Sterne in die
Nacht heftet.

In der Form aber übersah sie bisher das
Ziel der Wirkungsabsicht: die Seele der weiten,
breiten Menschheit — und in der Hoffnug ihrer
Welteinstellung blieb sie jenseits der Straße,
die des Volkes Denken beschreitet. Kühn
leugnet sie den Mittlermund des Naturalls,
obwohl sie seine steife Predigt der Vereinigung
vernimmt, und hebt die menschliche Forderung
steil vom Geiste zu Gott.

So wurde aus Einfiedeln nun die Gemeinde
der „Männer vom Turme“, der Brüder vom
Geiste, deren Güte noch nicht die tiefste Kraft

der Selbstentäußerung und ganzer Hingabe ans Ziel fand.

Ein anderer Weg zum gleichen, lenzumstürmten Gipfel:

Wir wissen nur einen Abgrund, den Seiten gruben, — und dahinter ewige Schönheit der Welt!

Wir wissen nur einen Haß, den Fesseln weckten, — und darunter verwunschene grenzenlose Güte wahrer Menschlichkeit!

Wir wissen nur ein Grauen, von der Tyrannie der Sache auf uns herabgeschattet, — und darinnen unendliche Sehnsucht nach Reinheit, Lichtdurst, Treue — und Geist, der Wille zu lächelnder Liebe ist!

Erweckt den wahren Menschen, und der harte Harnisch zerfällt!

Wir alle wissen tägliche Gebete um den hohen Tag der Erlösung, der versteckende, verzeihende Hände ineinandergefügt zum Kranze um unsere Erde, auf daß die Seele des Alls wieder Sonne sei, überall wie in uns, nach dem Worte des Novalis:

„Gott will Götter!“

Felix Timmermans ein flämisch-däischer Dichter

Von Wilhelm Conrad Gomoll

Es gibt Stunden, die man ganz besonders loben möchte, weil ihre Inhalte so wundervoll und köstlich waren, weil sie uns das Leben reich machten und die Menschlichkeit auslöschten, die uns so oft wie ein engangs liegender Panzer umgibt. Wie dankbar sind wir ihnen, die uns das Herz leicht und frei werden lassen, die uns Flügel geben, weil sie aus all dem Kleinkram des grauen Alltags heben und gleichsam in eine andere Welt tragen. Felix Timmermans, ein Dichter des uns stammverwandten Flämischen, ist ein solcher Freudenbringer, da seine Bücher hohe Stunden mitten aus dem Gewühle hervorzaubern, in dem wir heute nun einmal zu leben verurteilt sind. Und weil ich noch vor kurzem nichts von diesem Manne gewußt habe, der mir nun so plötzlich ein wunderbares Erlebnis geworden ist, will ich umso dankbarer für ihn und sein Schaffen Zeugnis ablegen. NATUREN wie die Timmermans sind Quellen gleich zu schäzen, aus denen lebensstärkender Wein sprudelt. Aus ihrem Innern rauscht es auf: Sie umgeben uns mit Helligkeit, in der wir baden können, um vom Gassenstaub der jetzigen Zeit frei zu werden. Leib und Seele werden in diesem Lichte erfrischt, das die starke Kraft der Natur prägt und spendet. Und um auch das noch vorweg zu sagen, mir sind noch sehr wenige Dichter bekannt geworden, die, wie Felix Timmermans, die Wahrhaftigkeit das Bild nennen dürfen, das ihrem Schaffen die Triebkraft bildet, vermöge der sie aus dem tiefen, unerklärbar dunklen Brunnen der Phantasie lautere Wasser schöpfen. Und darum: Hier ist ein

Mann, ein männlicher Geist, der, abhold jeder Sentimentalität, verorient, vom deutschen Volke gehört und geliebt zu werden.

Felix Timmermans ist ein ganz irdischer Mensch, und irdisch ist auch das, was er schreibt. Er gibt die Erde, die er unsagbar lieben muß, wohl gemerkt: die Erde — aber nicht die Erdegebundenheit! Er führt auf seine Heimatscholle, in das flache und doch so gesegnete Land, durch welches das Netheflüßchen fließt, und irgendwo im Hintergrunde Antwerpen, Gent und Mecheln sich aufzubauen. Hier wandeln seine Menschen, Bauernnaturen, schlicht und gerade, ehrlieblich-ehrlich in ihrer ausgesprochenen Eigenart, und auch die heilige Familie, die im Mittelpunkte seiner wundervollen Erzählung „Das Jesuskind in Flandern“ steht, nimmt die Jüge an, die die niederländischen Kleinmeister ihren Gestalten zu geben pflegten. Was Timmermans wollte — und was er erreichte! — hat er im Vorwort dieses schönen Buches festgehalten: „In dem Rahmen und in den Landschaften unseres schönen und guten Flandern habe ich mir die göttliche Erzählung vom Jesukinde, seiner süßen Mutter und seinem guten Pflegevater vor Augen gestellt und durch Schreibekunst mit großem Behagen ausgezeichnet.“ Und so „mit großem Behagen“, gänzlich unbeschwert, führt er uns den Weg der gotterwählten Jungfrau Maria, die Jesus gebären und der Welt in dem Kindlein das Heil bringen soll.

Das Buch, zugleich von tiefer Religiosität und hingebungsvoller Weltliebe erfüllt, ist ein beglückendes Geschenk; es ist das reife Werk eines auserwählten begnadeten Dichters. Ein Strom wunderbarer Unnigkeit durchfließt die Erzählung, die uns Anton Kippenberg mit überall erfühlbarer Liebe, mit außerordentlicher Feinfühligkeit für den Geist und das Wort der Dichtung in die deutsche Sprache übertrug. Ganz ruhig fließt der Strom der alten Legende vorüber. Sie trägt ein neues, ein flämisches Gewand, was sie ihren Reiz nur noch erhöhen, aus der Ferne der Vergangenheit ganz in unsere erfahrbare Nähe rückt. Vollkommen selig ergriffen und an die Aufgabe seiner Darstellung hingegessen, erzielt der Dichter eine beispiellos starke Wirkung. Niemals zuvor begriff ich so wie aus dieser Erzählung Marias Berufung und Begnadung, niemals erfüllte mich die Armut der heiligen Familie so mit stiller Wehmutter, nie ergriff mich die Erhöhung des Menschenpaars so gewaltig, wie durch die Schilderung der Geburt des Heilandes, die Timmermans in einer schlichten und doch so hoch poetischen Form gegeben hat. Einfachheit wurde hier wieder einmal die höchste Vollendung, förmlich zu dramatischer Kraft steigt sich der Verlauf von der Geburt Jesu bis zur Anbetung der Hirten, die vom Glanze des Kometen aufgerufen, von ihren Herden gefolgt, in der Stille der Weihnachtsnacht dem ärmlichen Stalle entgegenziehen.

Diese herausgegriffene Szene ist ebenso ein

in sich geschlossener Höhepunkt des Buches wie die darauffolgenden Kapitel: „Die heiligen drei Könige“ und „Herodes und der Mord der unschuldigen Kinder“. Jeder Abschnitt verlangte eigentlich eine besondere Würdigung; denn immer wieder prägt die Eigenart des Dichters die Szenen auf ganz besondere Weise. Was ich hier anführe, vermag von dem ganzen nur sehr wenig zu charakterisieren. Ich kann nur sagen, daß von dem Buche eine so wunderbare Ergriffenheit ausgeht, der sich wohl niemand wird versleichen können.

Felix Timmermans „Das Jesuskind in Flandern“ erschien in deutscher Sprache im Jahre 1920.* Es folgte dann in einem Sammelband flämischer Erzählungen die kleine Geschichte der „Sehr schönen Stunden von Jungfer Symforosa, dem Beginnen“. Und nun zuletzt (1921) der „Pallieter“, ein Buch — es ist wohl nicht besser zu charakterisieren — ein Buch der hellsten Lebensfreude, des aufzuschreibenden Lebensglücks und der erhabensten Lebenskunst. Als Ueberseherin für dieses Werk ist Anna Valetton-Hoos genannt, der die Uebertragung der Dichtung aber nicht so vollkommen gelang, wie das in ganz besonderem Maße für die von Anton Kippenberg geleistete Arbeit betont werden muß.

„Pallieter“, das Buch, ist ein Füllhorn, das schier unerschöpfbar in seinem Reichtum Blumen, Früchte und Düfte spendet. Pallieter, der Mensch, im Mittelpunkte der Handlung, ist ein Bauer, der, wenngleich fröhlicher, im Kern artverwandt unserm Niederländentum, in seiner Heimaterde verwurzelt ist, der auf dem „Reinaert“, seinem Hofe, ebenso als ein Geschöpf des großen gütigen Gottes unter Sonne und Regen wählt und zur Freude der Welt gelehrt wie seine Bäume und Beerensträucher, seine Gartenfrüchte und all das bunte Vieh.

Als ein ganzer Kerl steht er da, und doch kann ihn das Gefühl erfassen; er ist dann „geführt bis an das Kerngehäuse seiner Seele“. In diesem flandrischen Bauern lebt das ewige Kind!, er ist ein wahrhaft glücklicher, er liebt die Natur und geht in ihr auf, weil er ein Stück von ihr ist. Durch dieses innerliche, zustießt mit Erde und Himmel Verbundensein ist in ihm ein reiner Glaube an Gott, der ein Hochgefühl wird allem gegenüber, was ihn umgibt, und nicht zuletzt auch vor dem eigenen Ich, das er mit großem Fleiße pflegt, reichlich färbt und tränkt. So haut dieser Bauer auf seinem Hofe, fährt stolz auf einem blauen Hundewägelchen durch das Land, hat eine breitgewachsene, derbe alte Magd, die er schelmisch ärgert, besitzt Tiere und hat Freunde, die er liebt, mit denen er paffen, futtern und zecken kann, und schließlich findet der „Vetter“ auch noch eine bildsaubere Dirn, in die er sich vergafft, sein Marienken. Pallieters Lebensbezirk ist ein gesegnetes Land. Man sieht darin die schöne Welt und findet „immer wieder einen

Grund, um sich selber wohl zu tun“. Pallieter schaut hinaus; auf das Netheatal fällt sein Blick, und, begeistert von all der Schönheit vor seinen Augen, kann er ausrufen: „Das ist meine schönste Stube, mein Salon! Der Himmel ist meine Decke, die Sonne meine Uhr, das Gras ist mein Teppich, der Regen meine Gardine, aber . . . mein Bett ist ohne Frau!“ Doch da er auch noch sein Marienken heimführen darf, so öffnet ihm der Himmel auch die letzte Tür: er schliefst sein Weib naturhaft fest in seine Arme und — wie anders könnte sich auch hier Pallieters gesunde Erdkraft beweisen? — wird Vater von Drillingen!..

Man kann bei diesem Buche eigentlich nicht von einer Handlung sprechen. Von Mai zu Mai zieht ein Jahr vorüber, die Wiesen sind grün, die Acker golden, die Wälder rauschen und der Herbst bringt Früchte. Selbst der Winter mit seinem grau und weiß ist lebensfüllt; denn immer geschieht etwas, weil Pallieter vom Schalk geritten wird. Episoden sind die Kapitel. Aber was für Episoden! Innigkeit, köstliches Naturerleben und neben völligem Versunkensein dann plötzlich Bauernverbetheit, vor der man hell ausflachen muß... Man steht mitten in der unverfälschten Natur.

— Eben wandeln noch die stillen Beginnen des frommen katholischen Flanderns vorüber, da springen auch schon die vergnügten Geister des Bauernübermutes auf, und ihr Lachen klingt in das feierliche Summen der Kloster-Glocken hinein — oder es blüht die wunderzarte Keuschheit der Liebe Pallieters zu Marienken, und hinter dieser bezaubernden Schönheit stehen schon die gedekten mit Speisen und Weinen überladenen Tafeln eines unehörlich vergnüglichen Kirmeschmauses. Hier entspricht Felix Timmermans Kunst des Wortes den starken Eingebungen und Schilderungen der niederländischen Malerarbeiter, der Landschafter und Volksstötterzähler; hier gibt er Bilder nach der Art der genialen Zeichenstiftsführer, der lachenden Ostade, Jan Steen und der phantasieliebhaften Breughel, auf denen die Fröhlichkeit zur Ausgelassenheit, zur wirbelnden, lärmenden Verwegtheit des Wiges wird. Farben und Düfte der blühenden Erde . . . hier werden sie bestender Ueberflug und — Tränen in den Augen des Lesers, der sich des plötzlich hervorstoßenden Auflachens nicht erwehren kann.

In Felix Timmermans Pallieter geht erneut der Geist de Costers um. Das Buch ist ein aus gesunder Kraft und Ursprünglichkeit geborenes Kunstdenkmal, und Pallieter, das echte, vierströmige Produkt seiner Heimat, ist eine Seele von Kerl; ein großes, fröhliches Kind, dem selbst noch die allerderbste Dernheit Reinheit und Wahrheit ist. Er verkörpert die unverdorbene Natur, ist blumenzarte Innigkeit mit bauernfester Kraft gepaart, steht als die reiche Gottesstat, als männliches Prinzip vor uns und lehrt im Herrschertum des überlegenen Lächelns das Leben zu bezwingen. — Diese Dichtung wäre etwas für die Hände des

* Alle aufgeführten Werke sind vom Inselverlage zu Leipzig verlegt worden.

jungen und des alten Goethe; beide würden den Dichter grüßen und sein Werk mit Stürmen des Jubels loben! . . . Tun wir ein gleiches, indem wir zu diesen Quellen gehen, die Gesundbrunnen sind. Wir sind berufen zu empfangen, und für die Geschenke, die uns gegeben wurden, zu danken.

Kant wider Kopernikulus

Ein Beitrag zur Grundlegung der Philosophie
Von Maximilian Abich

Schon über fünf Jahrzehnte sind seit der Zeit vergangen, als nach der schrankenlosen Herrschaft des Naturalismus und des damit eng verbundenen Materialismus die Philosophie sich wieder auf sich selbst besann und dieser Selbstbesinnung durch das Lösungswort „zurück zu Kant“ die besondere Prägung gab. Doch dieses Wort rief nicht nur zum Kampf gegen die eben erwähnte materialistische Verschlagung auf, sondern forderte in gleicher Weise und mit gleicher Strenge eine Prüfung der nachkantischen Systeme, sofern sie auch nicht von dieser Modernität angekränkt waren, eine Prüfung, die mit schneidiger Schärfe und auf das Wesentliche gerichtetem Blick der junge Otto Liebmann in seinem Buche „Kant und die Epigonen“ vollzog. Die Kantische Philosophie – zunächst in ihrem grundlegenden Teil – ist seitdem zum Prüfstein philosophischen Denkens geworden, und fast alle neueren Lehren, die ernsthafteren Anspruch auf Beachtung erheben können, zeigen sich mit Kant auseinander, ja, geben sich meist als Fortbildungen seines Werkes aus. Auf Kant beruft sich auch Kopernikulus in seinem Aufsatz „Philosophie und Kunst“ (in diesen Heften, 3. Jahrgang 1922, Heft 5, S. 237 ff.), in dem er versucht, der Philosophie ihren Anspruch auf Wissenschaftlichkeit abzusprechen und sie als Kunst hinzustellen. Dazu aber bedient er sich einer Kantauslegung, die zwar von dem von ihm anscheinend als höchste philosophische Autorität betrachteten Schopenhauer vertreten worden ist, die aber – vor allem nach den grundlegenden Untersuchungen der „zurück auf Kant“-Periode – als einseitig, ja als im tiefsten Grunde verfehlt festgestellt ist. Schopenhauer und mit ihm sein treuer Jünger Kopernikulus sehen in Kant lediglich eine negative Seite, sie erblicken in ihm nur einen Verfehlter der Philosophie als Wissenschaft, während der Kerngedanke Kants gerade der entgegengesetzte ist: die Sicherung der Philosophie als Wissenschaft durch Bestimmung der Grenzen einer solchen. Schopenhauer selbst war durch seine ganze Veranlagung sowie durch seine Vorliebe für die mystische Spekulation der India, aus der seine grundfalsche Gleichsetzung der indischen Lehre von dem früherischen Schleier der Maya mit Kants Lehre von Erscheinung und Ding-an-sich stammt, nicht in der Lage, dem positiven Grund-

gedanken von Kants Philosophie gerecht zu werden und aus Kopernikulus' Ausführungen klingen dieselbe Einstellung und dieselben Motive, die wir bei Schopenhauer finden, wieder. Diese Motive liegen zweifellos einem romantischen Geist sehr nahe, sie werden daher auch gerade in der Gegenwart mit ihrem unverkennbaren romantischen Zuge viel Anklang finden; umso mehr Grund hat die Philosophie, sich gegen diese Tendenzen, die als in hohem Grade destruktiv zu bezeichnen sind, zur Wehr zu setzen. In ihrer Auffassung Kants treffen sich diese Romantiker der Philosophie merkwürdigerweise mit den Vertretern des vor-kantischen dogmatischen Rationalismus, deren bedeutendster, Moses Mendelssohn, das bekannte Wort vom „Alleszermalmen“ geprägt hat. Kant als Verfehlter der Philosophie als Wissenschaft, das ist ihre Formel für den Begründer des Kritizismus. Und gerade diese Charakterisierung trifft deshalb nicht zu, weil Kant schärfer als irgend ein anderer die wissenschaftliche Philosophie – eben in ihrer Wissenschaftlichkeit – als einen rocher de bronze, als das Grundfundament aller Wissenschaft festgestellt hat. Daß diese Ansicht übrigens auch von Schopenhauer nahe stehenden Kant-interpreten geteilt wird, zeigen z. B. folgende Sätze Friedrich Paulsens in seinem „Immanuel Kant“: „Dem gegenüber bin ich der Ansicht, daß der Grundcharakter nicht nur des Systems überhaupt, sondern auch der Kr. d. r. V. ein positiver ist; Kant will aufbauen, nicht einreißen, oder einreißen doch nur, um für den notwendigen Neubau Platz zu gewinnen.“ Rechnet etwa Kopernikulus die Erkenntnistheorie und Logik, Ethik und Ästhetik und die Kantischen Schriften hierzu nicht zur Wissenschaft? Oder sind dies für ihn keine philosophischen Disziplinen?

Er scheint in der Tat Philosophie auf Metaphysik beschränkt und damit eine völlig unberechtigte Einengung vollziehen zu wollen. Es ist gewiß verdienstlich, auf die bedeutsame Rolle der Metaphysik, die nun allerdings nicht reine Wissenschaft ist (vgl. meinen Aufsatz in den Ostdeutschen Monatsheften, 2. Jahrgang 1921, Heft 5, S. 232 ff.), hinzuweisen, zumal diese Rolle in der vorwiegend erkenntnis-theoretisch-interessierten Epoche um die Jahrhundertwende nicht genügend gewürdigirt worden ist, es ist aber nun wieder ungemein einseitig, die anderen Disziplinen, die z. T. fundamentaler Natur sind, zu übersehen. Außerdem finden sich auch in der Metaphysik neben moralischen, religiösen und künstlerischen derart bedeutungs-volle und mitbestimmende wissenschaftliche Faktoren, daß die scharfe Kampffstellung des Metaphysikers gegen die Wissenschaft als verfehlt zu betrachten ist. Man gerät dabei im übrigen leicht in eine gewisse „Schwärmerei“, die durchaus nicht nach Kants Sinn sein darfste, gegen die er selbst gelegentlich äußerst scharf zu Felde gezogen ist.

Gegenüber Kopernikulus, mit dessen Kampf gegen den Materialismus wir uns im übrigen

vollständig einverstanden erklären, bleiben wir dabei, die Groftat Kants gerade in der Sicherung der Philosophie als Wissenschaft und nicht in ihrer Aufhebung zu sehen und können daher einer glatten Subsumption der Philosophie unter dem Begriff der Kunst nun und nimmer zustimmen.

Ein Pionier ostdeutscher Kultur

Diesen hohen Ehrentitel verdient mit vollstem Recht die Wochenschrift „*Unsere Heimat*“¹⁾, das Organ des Ostdeutschen Heimatdienstes und der Heimatvereine der alten Provinzen Ost- und Westpreußen, des Danziger Heimatdienstes und des Reichsverbandes der heimatreuen Ost- und Westpreußen. Anfangs nur wenig beachtet, hat diese Wochenschrift unter der Leitung Adolf Bartels einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Bartel, ein geborener Danziger und mit wahrhaft kindlicher, rührender Liebe an seiner Heimatstadt hängend, hat diese Liebe auch auf seine Arbeit als Herausgeber von „*Unsere Heimat*“ übertragen. In rechter Erkenntnis, daß den breiteren Massen, der Landbevölkerung und den einfacheren Menschen ostmärkischer Städte, für die die große Kunst- und Literaturgeschichte, die „*Ostdeutschen Monatshefte*“, nur in zweiter Linie in Betracht kam, etwas geboten werden müßte, stellte er sich von vornherein auf diese Linie ein. Selbst ein Kind des Volkes, wußte er von Anfang an, was das „Volk“ lesen will, wußte er den Stoff sorgsam zu wählen, ließ keine Einseitigkeit zu und stellte sich ständig auf den leitenden Gedanken: die Liebe und Treue zur Heimat zu wecken und neu zu beleben. Sieht man sich das an, was Bartel an Unterhaltungsliteratur für die große Masse zu wählen wußte, so müssen die Feuilletons mancher großen Provinzblätter, denen jeder Artikel, jede Kritik zu lang, jeder Roman „zu hoch“ ist, die mit ekelhaften Courths-Mahlereien, mit plattesten Profabericträgen (für die das Wort Kitsch noch zu hoch ist) jahraus, jahrein Tausende von Lesern bewußt in Unkultur erhalten, schamrot in den Boden sinken. Dabei hat Bartel keine Richtung betont, niemals den Verlust gemacht, seinen Lesern Dinge vorzusehen, für die ihnen das Verständnis fehlen mußte. Er brachte nichts Literaturrevolutionäres, aber auch keinen inhaltsgebundenen Theaterbericht und keine vor dem Schreibstift ersehnen Musikkritiken, die kritische Ohnmacht mit philologenhafter Quasslelei zu verdecken trachten. Bartel schlug das große Buch ostdeutscher Geistesarbeit vor seinen Lesern auf, wägte und wählte und seine Wahl war immer gut. So finden wir in seiner Wochenschrift die besten Namen von Heimatautoren, die die Gabe besitzen, auch größeren Kreisen verständlich zu sein. Für den vorher kaum bekannten Paul Enderling hat er sich mit aller Kraft eingesezt. Aus dem großen Kreise seiner ständigen Mitarbeiter nenne ich

nur den verstorbenen Bruno Pompecki, sodann Professor Frik Braun, Franz Lüdtke, Franz Mahlkne, Max Worgitzki, Carl Lange, Kopernikulus u. a. m.

Auch als Publizist entfaltete Bartel eine unermüdbliche Tätigkeit. Nahezu jede Nummer brachte einen Leitartikel aus seiner Feder, vorwiegend eine seiner scharfen Attacken gegen polnische Uebergriffe, gegen kulturelle Dunkelmacherei, gegen Muckertum und Heuchelei. Diese Leitartikel, in erster Linie für den fortschrittlich denkenden Menschen berechnet, zeigten Bartels ganze Art, sein glühendes Temperament, seine ebenso spitze wie gewandte Feder, seinen vor keiner noch so bitteren Wahrheit zurückhaltenden Mut; wer sich erfrischen und in gutem Sinne national aufrichten lassen will, lese die Artikel, denen man gar zu gern einmal in Buchform begegnen möchte.

Nun geht die Zeitschrift ins dritte Jahr. Bis jetzt hat sie den schweren wirtschaftlichen Nöten trocken können, denn auch hier hat ihr Herausgeber immer wieder Mittel und Wege zu finden vermocht, die ihr Fortbestehen ermöglichen.

Noch stehen wir im Osten mitten im Kampf; noch liegt die Zukunft vor uns, ein grauversperrtes Tor. Sollen noch schlimmere Zeiten kommen? Aber einmal, dessen bin ich gewiß, kommen bessere. Dann wird unter ihnen, die das Volk in dieser Zeit geistig führten, auch das Werk der Wochenschrift „*Unsere Heimat*“ nicht vergessen werden und ihr Leiter Adolf Bartel, auf den das Wort König Jakobs so trefflich paßt: „Der ist in tiefster Seele treu, wer die Heimat liebt, so wie du.“

Willibald Omankowski

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß unsere in ideellem Kampfe stehende Schwester „*Unsere Heimat*“ der wärmsten Förderung nicht nur der Grenzlande, sondern auch des Reiches bedarf. Adolf Bartels vortrefflich geleitete Zeitschrift und die „*Ostdeutschen Monatshefte*“, die sich gegenseitig so gut ergänzen, haben sich als lekte Zeitschriften östlich des Korridors erhalten und durchgesetzt. Die Preise sind im Verhältnis der Geldwertverlust außerordentlich gering und bleiben hinter den Herstellungskosten weit zurück. Bücher sind bereits unter dem Zwang der Verhältnisse auf das 800fache und mehr erhöht. Die Kosten steigen schneller als der Abonnementspreis. Eine Preisfestsetzung ist eigentlich unmöglich geworden.

Der Berg von Schwierigkeiten ist noch nicht überwunden. Es können sich nur noch Zeitschriften halten, die eine verständnisvolle und opferwillige Lesergemeinde haben und deren kulturelle Notwendigkeit von breiten Schichten anerkannt wird. Jetzt heißt es für die Freunde und Förderer beider genannten Zeitschriften: Treue halten! — Und nicht nur das! Es ist Pflicht, zur Verbreitung beizutragen, neue Leser zu werben, mit Wort und Tat einzutreten, wie es ein großer Teil der deutschen Presse und führender Persönlichkeiten tun. Bei der Entwertung der Mark gilt dieser Ruf besonders den Deutschen in valutastarken Ländern, die

¹⁾ Helmuthverlag G. m. b. H., Königsberg i. Pr., Aragheimer Passage 3.

schon häufiger hilfsbereit eingesprungen sind. Denkt an "Unsere Heimat", helft ihr und den "Ostdeutschen Monatsheften"!

Carl Lange

Herbert Lipp

"Auf die Höhe muß ich wieder einmal hoch muß ich steigen. Zeiten sind über mein Herz geflüchtet wie junge Raubtiere und haben mit ihren zerstörungswütigen Taten meine ganze Seele verschandelt. Das muß ich nun wieder in die Richte bringen. Also steige ich auf, dem lieben Gott etwas näher und deutlicher in seine Werkstatt zu gucken!"

So schreibt aus den Bergen der Mann, dem das Leben in geringerer Höhe als zweitausend Meter keine Wonne ist. Das sind die Höhen, die er mit begeisterten und begeisternden Jugendkraft erklimmt und zu denen er seine Hörer emporreißt, wenn er Sonntags zwei Meter über allem Volke steht. Das ist der Höhennensch, dessen Seele in jedem Wehen der Natur verzittert, der ganz aufgeht im Mange des Schönen. Ein Verdichter des Wefenlosen, ein durchgeistigter Künstler ist er. Und sein Erleben, sein Fühlen möchte er jedem Menschenherzen einbrennen. — Das sind die Ziele, die er in seinem Heim durch schöngestigte Kunstabende erreichen will.

Doch ich will zurück auf die Höhen. Herbert Lipp wandert auch seinen Weg, unbefleckt von der Sucht, "Originelles" zu schaffen. Es ist etwas Seltenes in unseren verworrenen Zeiten, solche Stille zu finden. Seine Werke sind — aus der Stille. Dort hoch auf den Bergen, über den Wolken, wo alles Leben aufhört, kein Vöglein singt, kein Gras gedeiht, dort hoch oben in ewigem Schnee und Eis, wo nur das Herz hämmert, — da kommt das Offenbaren über den Dichter. Ueber ihm tiefblaues Gewölbe, von Bergzacken getragen wie auf Säulen ... das große Licht strahlt auf die Felsplatten und Gletscherriesen ... und noch höher auf dem Chor sieht der liebe Gott, und der alte Sebastian Bach braust ihm mit der Orgel die Ohren voll.

Da kniet wohl das kleine Menschlein auf der Bergspitze und legt sein Buch auf die steinerne Kanzel. Und ebenso unten am ewigen Meer, das des Dichters Heimat ist. Von Schönheit, Weisheit und Wahrheit singt ihm sein Meer. — Davon singen auch seine Lieder. Jedes Ding bekommt ein Gesicht. Seine Gedanken zwingt er aber nicht mühsam in die Form, nein, der Inhalt, der Stoff weist sie ihm in' erdrückender Fülle. Wie ein musikalisches Wehen fließt der Reim, fast als ungewollter Zufall. Bald treibt er Wort und Sinn in die Enge, als wäre kindliche Angst über ihm, als fürchte er um das Heiligste; dann wieder ist das große Sehnen in ihm, das Sehnen nach Himmelshöhe, Himmelsnähe. — Mag er selbst davon sagen:

Nur einmal, Gott, deine Sonne sehn,
die scheidend auf Schneegipfel malt!
nur einmal in deiner Sonne steh'n...

Auch Prosadichtungen hat er aufzuweisen. Novellen. Ich möchte schreiben: Volksnövellen. Weil die behandelten Themen im Volksleben spielen. Besser noch, weil aus ihnen deutsche Volksseel spricht.

Und doch ist in seinen Werken ein Hadern wie Traum und Leben. Herbert Lipp ist ein Märchenzähler und ein Kämpfer. Eben noch wiegt uns eine Hirtenweise über Berge und Wiesen und tiefsunkene Wälder, — da reift ein Blitz den Himmel auf, und alles ist rauhste Wirklichkeit. Das ist Fühlen und Leidenschaft eines jungstarken Mannes. Fügen wir Gedichte und Novellen zusammen, so haben wir den Ausdruck, den Urgrund zu seinen Romanen.

Aus diesem Garten die erste Blüte ist: "Alles um Frieden". — Wieder, oder: schon damals des Dichters Sehnsucht. In großen Zügen und Bogen voller Lebensweisheit, mit jugendlichem Wortverchwenden malt er ein Stück Welt mit ihren Menschen. Etwas zuviel Beiwerk stört das Bild. Aber trotzdem — die Grundfarben sind kräftig. Die große Sehnsucht ist wohl Mutter der Kunst; denn ohne sie wäre niemder der Trieb zum Schaffen da.

Ich entsinne mich noch eines Abends. Da las mir der Dichter seine Balladen und romantischen Dichtungen vor. In ihnen singt er das hohe Lied der reinen Liebe und das Lied vom brennenden Schmerz.

— Nun ist der Dichter wieder von seinen geliebten Bergen gestiegen. Ein Lied hat er immer im Herzen; denn die Sonne lacht ihm zu. — Nun kommt er wieder aus seiner Bergstille. Hier unten ist er verlassen und ungekannt, hier unten im Staubtreiben des Lebens.

Ein Kränzlein von Heidekraut hängt über seinem Schreibtisch. Ein liebes Kränzlein, von zarter Hand gewunden und einst ihm aufs Haupt gesetzt, als erste Dichterkrone. Ein trautes Kränzlein vom baltischen Meeresstrand.

— In seinem Herzen ist Liebe, Kampf und Sehnen.

Herbert Brust

Bon unseren Mitarbeitern

Reinhold Heuer (I 7), Ludwig Bäte (I 11), Arthur Silbergleit (I 12), Dr. Kurt Bock (I 11), Otto Pringsheim (I 12), Maximilian Abich (I 11), Gerhart Pohl (III 5) sind schon häufiger als unsere Mitarbeiter genannt worden.

Unsere Sonderausgabe über die Grenzlande mußte leider zurückgestellt werden, da eine Reihe anderer Pläne erst ausgeführt werden muß. Aber der Aufsatz von Professor Kapp über Elsaß-Lothringen erschien uns doch so wichtig, daß wir ihn nicht mehr länger liegen lassen wollten. Grenzlande sind in gleicher Not. Daraus erfordert die Pflicht, daß Ost und West, Süd und Nord am Schicksal des anderen innigen Anteil nehmen; so reichen wir uns über Berg und Tal, über Korridor und Zollgrenzen die Hände. Und wenn wir tausendmal mit uns selbst zu tun und zu kämpfen haben, so muß doch immer Zeit vorhanden sein, um

das Gefühl der Zusammengehörigkeit stärker zu empfinden.

Wir haben einen der besten Kenner von Elsaß-Lothringen gewonnen, um uns ein Bild von der Schönheit des Landes und vom Leid der deutschen Bevölkerung zu geben.

Professor Kapp ist Altelsässer. Er war zuerst als Pfarrer, dann im höheren Schuldienst tätig. Sowohl im Pfarramt wie im Schuldienst immer den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens zugewandt, hat sich seinem Interesse die politisch-kulturelle Entwicklung seiner elsässischen Heimat stets ganz besonders aufgedrängt. Die immer stärker unter der Hebe von Paris her sich geltend machenden französischen Tendenzen legten ihm die Notwendigkeit einer einzuleitenden Gegenbewegung und Abwehr immer dringender nahe. Auch gründete er mit einigen Freunden im Jahre 1908 zur Stärkung der bodenständigen deutsch-elsässischen Triebkräfte die Elsaß-Lothringische Vereinigung, die eine periodische Zeitschrift herausgab unter dem Namen „Elsaß-Lothringische Mitteilungen“, dann „Elsaß-Lothringische Kulturfragen“. In zunehmendem Maße bildeten sie einen Mittelpunkt von Altelsässern und Altdeutschen, die einsahen, daß man der französischen Kulturpropaganda nicht länger mehr mit verschrankten Armen zusehen durfe, weil sie vor allem auch erkannten, daß dahinter politisch-chauvinistische Tendenzen sich verbargen. Der Ausbruch des Krieges machte den Elsaß-Lothringischen Vereinigung ein Ende. Aber im Kriege wurde die Organisation in Form der „Straßburger Gesellschaft für deutsche Kultur“ wieder ins Leben gerufen. Mit Kriegsende verließ Professor Kapp seine elsässische Heimat und widmete sich in den ersten Jahren nach dem Kriege ganz der publizistischen Tätigkeit über Elsaß-Lothringische Fragen. Er hat sich im Jahre 1921 in Freiburg niedergelassen und wirkt seit Sommersemester 1922 als Dozent für Publizistik und Zeitungswesen an der Freiburger Universität.

Professor Paul Schulze-Berghof, der Mitarbeiter führender Zeitungen und Zeitschriften, hat außer kritischen Arbeiten eine Reihe von Novellen und Romanen geschrieben. Über sein Schaffen und Wirken soll in einem der nächsten Hefte ausführlicher berichtet werden. Professor Schulze-Berghof, der in München lebt, ist am 16. April 1873 in Landsberg a. Warthe geboren. Er hat auch eine Reihe von Gedichtbüchern herausgegeben. Mit seiner Gattin veranstaltete er in Bayern eine Anzahl von Balladen- und Liederabenden mit Gedichten aus seinen Romanen und dem Balladenband „Am Ursquell“ (Verlag Hugo Schmidt-München).

In Berlin hatte Pfarrer Lipp einen erfolgreichen Vortragsabend. Er ist uns im Osten als Mitarbeiter ostdeutscher Zeitungen und Zeitschriften bekannt. Seit Jahren schreibt er für die Königsberger Hartungsche Zeitung, in der auch Skizzen und Novellen Lipp's zum ersten Male veröffentlicht wurden. Anna Kappstein berichtet darüber seinen Vortragsabend Anfang November:

„..... Der begabte fleißige Mann überraschte durch ungewöhnliche Vielseitigkeit seines Schaffens, zu dem er die Muße, die sein Pastorenamt ihm übrig läßt, ausschöpft. Er traf den Volkklang, indem er in den ersten Gedichten, die er sprach, die Heimat grüßte. „Läßt wandern die Andern wie ihr Begehr, mein Schifflein muß landen am Baltenmeer.“ Starkes Gefühl für die Eigenart des herben abgeschlossenen Winkels und die Verjüngungskraft der Muttererde durchspülte diese kernigen Verse. Frühlings-, Liebes- und Naturlieder — unter denen im jauchzenden Liebestod der „Alpenrose“ eine schöne Leidenschaft leuchtet —, auch zarte, fromme Strophen im Volkston bewegen sich mehr im Bann der Ueberlieferung. Tieferen Blick in die Persönlichkeit des Verfassers gewähren seine um Gotteserkenntnis und Gottähnlichkeit ringenden Lieder, auch der Sang an die Toten. Faust sucht sein ewiges Teil — das ist der mitreißende, wirlselnde Kern aller Kämpfe des geistigen Menschen.... C. L.

B u c h b e s p r e c h u n g e n

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

Die Bücher sind die großen Schäbäder
des Menschengetriebs Gustav Freytag

Enno Littmann: „Die Erzählungen aus den 1001 Nächten“ (I. und II. Band). Insel-Verlag, Leipzig.

Nach dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 gibt Enno Littmann im Inselverlag eine sechsbändige, vollständige Ausgabe von „1001 Nacht“ heraus, von der jetzt der erste und zweite Band vorliegen. Auf Dünndruckpapier gedruckt und prachtvoll ausgestattet, wird diese Neuausgabe des unsterblichen Werkes auf lebhafteste Beachtung Anspruch erheben dürfen. Den Inselverlag darf man beglückwünschen, daß er in dem dem Verlagswesen äußerst ungünstigen Gegenwart die

Höhe seiner früheren Veröffentlichungen wahrt und, ungebeugt durch die Ungunst der Zeit, Vorbildliches leistet. Hans Gäfgen

Hans Christoph Kaergel: „Volk ohne Heimat“. Verlag des Bühnenvolksbundes. Patmos-Verlag, Frankfurt a. M. 1922.

Ein tief erschütterndes Schauspiel. Das Stück des erst dreißigjährigen schlesischen Dichters spielt in der Zeit des polnischen Insurgenteneinfalls in Oberschlesien, also in der jüngsten, von uns schmerzvoll mitdurchlebten Vergangenheit. In scharfen Umrissen stehen die Menschen vor uns: der heimattreue, bewußt deutsch fühlende, alte Ziapanek; der, in paziifistische Ideen verrannte Adamczyk („uns ist

es gleich, ob wir dem weißen oder schwarzen Adler Lieder plärren. Frieden wollen wir gehetzten Menschen alle!"), der sich dann doch in dem Erleben dieser furchtbaren Tage zu seinem deutschen Vaterlande zurückfindet ("ich habe mich belogen und betrogen; ich, ich bin ein elender Kerl, ich will in meine deutsche Heimat!") und sein Leben für seine Brüder opfert; der fanatische Insurgentenführer Bogutka u. a. m. Die entsetzliche Brutalität der aufgehetzten Banden, das unbeschreibliche Elend der aus ihrer Heimat Flüchtenden, der ganze Jammer jener Tage, in lebendige Handlung umgesetzt, wird von einem gestaltungskräftigen, leidenschaftlich fühlenden Künstler uns vor Augen gestellt und in die Seele geprägt. Man merkt es dem "Volk ohne Heimat" an, daß glühende Heimatliebe und bitterer Schmerz um das Unglück der Heimat an ihm geschaffen haben. Die Sprache ist kraftvoll und volkstümlich. — Das Stück ist eins der "Deutschen Heimatspiele" des Verlages und darf fürwahr ein Volksstück im besten Sinne des Wortes genannt werden. — Über andre Werke Kaergels ("Des Heilands zweites Gesicht", "Schleiens Heide- und Bergland", "Das Marienwunder") ist in diesen Monatsheften, Jahrgang I, S. 78 und 539 und II, S. 561, berichtet worden. R. Heuer-Thorn

Philippe Wittkop: "Deutsches Leben der Gegenwart". (Volksverband der Bücherfreunde; Wegweiser-Verlag, G. m. b. H., Berlin).

Fünf Aufsätze sind in dem von dem bekannten Freiburger Literarhistoriker herausgegebenen Bande vereinigt. Die Kräfte in Deutschland, die auf eine Verjüngung und Vertiefung des gesamten Lebens hinarbeiten, aufzuzeigen, hat sich das Buch zur Aufgabe gestellt. Der Herausgeber spricht von der "Deutschen Dichtung der Gegenwart". Paul Becker behandelt die zeitgenössische Musik. Der Beitrag Max Schelers gibt einen Ueberblick über die "Philosophie der Gegenwart", während die Relativitätstheorie in einem Aufsatz A. Sommerfelds eine das Wesentliche herauschälgende Behandlung erfährt. Mit einem Artikel Goetz Briefs "Deutsche Wirtschaftsprobleme der Gegenwart" schließt das Werk. Hans Gäfgen

Joseph Stolzing: "Mammon Imperator und Esequien". Fr. Senbolds Verlagsbuchhandlung, München-Leipzig, 1921.

Das vorliegende Stück, Houston Stewart Chamberlain zugeeignet, ist der letzte Teil eines aus vier Dramen mit Vorspiel und Nachspiel bestehenden großen Mysteriums "Umir's Schädel". Aus der brennenden Empfindung des ungeheuren Unglücks, der Schmach und Schande, die unter Volk getroffen, und aus dem Nachsinnen über das Warum und Wozu dieses Verhängnisses ist die Dichtung geboren. — Im 1. Aufzug berät "der Kaiser" mit dem "Handlanger seiner Größe", dem Kanzler und mit seinen Feldherren darüber, wie die Gefahr, die das Reich aus Ost und West bedroht, gebannt werden könne. Die Feldherren sind für sofortiges Loschlagen, der Kanzler eifert heftig

dagegen; er bürgt dafür, daß „der Mittagschlange Reich“ Frieden halten und das Unheil nicht zum Ausbruch kommen lassen wird. Er täuscht sich: Der Krieg bricht los, das Inselreich hat sich auf die Seite der Feinde geschlagen, die apokalyptischen Reiter ragen über die Erde.

— Im 2. Aufzug sehen wir den "Deutschen" in heftigem Kampf mit den Ungeheuern. Aber, im Stich gelassen von dem "deutschen Bruder", dem Schlappen Wicht, durch die berückenden Truggefalten Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit geblendet, durch den Chor der der geworfenen Deutschen vergeblich gewarnt, läßt er sich töricht Panzer und Helm abnehmen, zerbricht das Schwert und — sieht zu spät, daß Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in Wahrheit Herrbilder sind, der deutsche Bruder aber zieht, eine rote Fahne schwingend, mit der jubelnden Volksmenge ab. — Im 3. Aufzuge fesseln die "fremdländischen Krieger" den Deutschen und binden ihn höhnend an einen Baum, wo er den Verwünschungen alter Vorübergehenden preisgegeben ist, während das Volk in wahnsinnigem Freudentanz sich dreht und die "sieben Händler" Kaiserkrone, Schlösser, Städte verauktionieren. Zum Schluß aber erscheinen die "Mammonspriester", die schon vor dem ersten Aufzuge das Stück einleiteten, triumphieren, daß sie den letzten ihrer Feinde besiegt, singen Jezova Preis dafür, daß er seinem ausserwählten Volke die Verheizung der Herrschaft erfüllt habe, warten sich vor dem goldenen Kalbe auf die Knie und krönen Ahasver als neuen Kaiser. Der Deutsche stirbt. Zu spät erkennt der "deutsche Bruder" seinen Irrwahn; wütend schlägt er auf die Mammonspriester ein; alles stürzt zusammen. — In den "Esequien" pilgern Kreise und Kinder zum Sarkophage des Deutschen und flehen um Erlösung, deren Kommen doch noch so ferne ist. — Das Ganze ruht nach den Angaben des Verfassers auf der "arischen", im Brahmanismus, in der Edde und in Schopenhauer hervortretender Weltanschauung, die der chorus aeternus und der Chor der Engel am Schluß in mystischen Versen verkündet: Die ganze Menschheitsgeschichte ist ein Gehirnphänomen; die treibende Kraft der rastlos zeugende und ebenso zerstörende Wille; Erlösung durch Wiedergeburt auf stetig aufsteigender Höhe.

Neueste Geschichte, aber dargestellt wie zeitloses, oder in germanischer Vergangenheit sich abspielendes Geschehen, und umrankt und durchwebt von mythologischen, mythischen Grübeln. Allermoderne Anspielungen auf brennende Fragen der Gegenwart und Urteile über sie, und doch Verse von altermütlichen oder gar zu sehr an Faust II erinnerndem Klang. Das ist, so eindrucksvoll, ja erschütternd manche Szenen sind, nicht zu einem einheitlichen, großen Werke geworden. Und ich wage nicht zu glauben, daß, wenn die noch unveröffentlichten übrigen Teile dieses Mysteriums und "Umir's Schädel" veröffentlicht werden sollten, dies Urteil sich wesentlich ändern würde.

R. Heuer-Thorn

Hermann Kätsch: „Der ober-schlesische Selbstschutz im dritten Polenaufstand“. Heimat-Verlag Oberschlesien 1921.

In kurzen, klar umrissenen Zügen entrollt der bekannte Kriegsberichterstatter ein Bild von den Kämpfen während des dritten Polenaufstandes, von all dem, was heimatreue Oberschlesiener getan und gewirkt, um ihr geliebtes Land gegen die räuberischen Ueberfälle zuchtloser polnischer Banden zu verteidigen. So mag dies Büchlein jenen, die selbst an den Kämpfen teilgenommen und ihr junges, heiliges Leben eingesetzt haben für ein großes, heiliges Ideal, zu einem schmerzlich-süßen Erinnerungszeichen werden. Und mag – darüber hinaus – den Sernerstehenden, die wohl selten recht wußten, was in den Monaten Mai bis Juli 1921 in Oberschlesien vor sich ging, den Beweis bringen, daß deutsche Treue, deutsche Heimatliebe, Opfer und Pflichtgefühl noch nicht ausgestorben sind, trotz alledem und alledem.

Wolfgang Federau

Wilhelm Willige: „Ewige Geburt“. Deutsche Reden und Schriften des Meisters Eckhart. Verlag Dr. Karl Moigner, Greifswald.

Eine Zeit, die, wie die unsre, nach Verinnerlichung düstert, darf an Meister Eckhart nicht vorübergehen. Aus den Hauptwerken dieses großen Künders innerer Leuchtkraft gibt Willige bezeichnende Abschnitte wieder, so aus „Anreizung und Anweisung zum schauenden Leben“ und aus den „Reden der Unterweisung“. Die Einleitung des Herausgebers unterrichtet über Leben und Wesen Eckharts, während eine Anführung der wichtigsten Texte, Ausgaben usw. Lehren, die nach weiterer Vertiefung in die in Frage stehende Materie Verlangen tragen, gute Dienste leisten wird.

Hans Gäfgen

Richard Wilhelm: „Chinesisch. Deutsche Jahres- und Tageszeiten“. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

In wundersam einfühlender Weise, in einer Sprache, die voller Musik ist, hat Richard Wilhelm die hier vorliegenden chinesischen Gedichte verdeutscht. Wir werden aufs neue staunend gewahr, welche hohe Vollendung die östliche Lyrik, die, wie der Ueberleger in seinem dem Buche angefügten Ausführungen „Über die chinesische Poetie“ darlegt, auf der „Magie des Wortes“ beruht, in ihren meisten Schöpfungen erreicht. Eine Anzahl gut nachgebildeter chinesischer Holzschnitte runden das Buch zu einer beachtens- und liebenswerten Gabe für alle Freunde der Lyrik. Hans Gäfgen

Karl A. Kühlmann: „Hamlet-Erkenntnisse“. Walter G. Mühlau, Kiel 1922.

Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß Shakespeare sich an bloß schauende und hörende, im einzelnen fassende und empfindende Zuschauer wendet, nicht aber an solche, die das Ganze überschauen und bedenken, daß er durch die unbe-

STILKES RECHTSBIBLIOTHEK

Die Gesetze des neuen Deutschen Reichs und der deutschen Länder mit systematischen Erläuterungen

Nr. 1. Die Verfassung des Deutschen Reichs

Mit ausführlichem Kommentar, Einleitung und Sachregister
von Dr. Gerhard Anschiitz,
Geh. Justizrat und ord. Prof. an der Universität Heidelberg

Nr. 2. Lichtspielgesetz vom 12. März 1920

nebst den ergänzenden rechtsrechtlichen und landesrechtlichen Bestimmungen, ausführlich erläutert von Dr. Albert Hellwig,
Amtsgerichtsrat in Frankfurt a. O.

Nr. 3. Auslandschäden

Die Richtlinien für die Gewährung von Vorschüssen, Beihilfen und Unterstützungen für Schäden Deutscher im Ausland aus Anlass des Krieges vom 15. November 1919
erläutert von Dr. Paul Königsherr, Kammergerichtsrat, bish. Leiter d. Rechtsabteilung b. Reichskommissar für Auslandschäden, und Franz Henrychowski, Landgerichtsrat, Vorsitzender einer Sprudikommission für Auslandschäden

Nr. 5. Gesetz zur Entlastung der Gerichte

vom 11. März 1921
nebst der amtlichen Begründung u. den für Preussen ergangenen Ausführungsbestimmungen, erläutert von Dr. Fritz Lorenz,
Landgerichtsrat im Pr. Justizministerium.

Nr. 6. Das Reichsversorgungsgesetz

vom 12. Mai 1920 (R.G.BI. S. 989) nebst den dazu gehörigen Gesetzesbestimmungen und Erlassen, erläutert und mit Anmerkungen versehen von Brem. Ministerialrat im Preuss. Justizministerium.

Nr. 7. Die Verfassung des Freistaates Preußen

vom 30. November 1920
mit Erläuterungen u. Sachregister von Dr. Ludwig Waldecker
o. ö. Professor des öffentl. Rechts in Königsberg.

Nr. 8. Wehrgesetz

vom 23. März 1921 in der Fassung des Gesetzes zur Abänderung des Wehrgesetzes vom 18. Juni 1921. Mit Einleitung und Erläuterungen von Paul Semler, Geheimer Kriegsrat und Ministerialrat im Reichswehrministerium.

Nr. 9. Urheberrecht und Urhebervertragsrecht

Ein Kommentar zu den Gesetzen über das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst, das Verlagsrecht und der revisorierten Berner Uebereinkunft nebst Beslimmungen des Friedensvertrages von

Dr. Wenzel Goldbaum, Rechtsanwalt und Notar zu Berlin

Nr. 10. Mietsnotrecht, Reichsmietengesetz

nebst der preuß. Ausführungs-Verordnung v. 12. Juni 1922
Gross-Berliner Wohnungsnordt

Mit Einleitung u. Kommentar v. Erwin Volkmar, Amtsgerichtsrat, Geh. Justizrat, stellv. Vorsitzender d. Mieteneignungsamt Berlin 12 (Steglitz) und Dr. Erich Schubart, Amtsgerichtsrat in Berlin.

Nr. 11. Das Waldrecht der Auflösungsgesetze

Insbesondere Schutzforst, Waldgut und Waldstiftung unter Abdruck der gesetzlichen Bestimmungen und der Allgemeinen Verfügungen des Justizministers sowie unter Berücksichtigung des amtl. henn. Materials und der Rechtsprechung des Landesamtes für Familiengüter, dargestellt von Brem. Ministerialrat im Preussischen Justizministerium, Stellvertretender Präsident des Landesamtes für Familiengüter.

Nr. 12. Das Reichsmietengesetz

mit Einschluß der Preußischen Ausführungsverordnung in systematischer Darstellung und kritisch erläutert von Dr. Jur. Walter Georgi und Dr. Jur. Otto Grotz.

Nr. 14. Devisenordnung vom 12. Oktober 1922

und Devisengesetz vom 2. Februar 1922
nebst Ausführungsbestimmungen vom 18. Februar 1922 und
27. Ok. über 1922.

Textausgabe mit Kommentar von Dr. Wenzel Goldbaum.

Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher

Nr. 11

Das Problem Graf Keyserling

Wider den Geist der Weltüberlegenheit

von

Felix Emmel

Preis-Grundzahl 1,— M. Schlüsselz. d. B.V.

Felix Emmel gibt hier die erste wesentliche Kritik am Werke des Darmstädter Philosophen. Er stellt zunächst Keyserlings zentrale Gedanken in Kürze dar, wodurch die Schrift allen denen willkommen sein dürfte, die sich Keyserlings sehr teure Schriften selbst nicht mehr anschaffen vermögen. Anknüpfend an den Begriff der „Sinneserfassung“ sucht Verfasser Keyserling aus dem Geiste der deutschen Mystik zu überwinden.

Nr. 12

Zurück zur Goldmark

von

Karl Rintelen,
Oberregierungsrat

Preis-Grundzahl 0,80 M. Schlüsselz. d. B.V.

Die geistvollen Auffächer beweisen, daß unsere Währungsnot zu beseitigen ist, ohne daß wir auf Gnadenakte unserer angeblichen Besieger zu warten brauchen. Es werden Wege und Ziele gezeigt und dargelegt, daß die verblüffend einfachen Lösungsvorschläge zwar neu erdacht, aber in Wirklichkeit ein Jahrhundert alt sind und die Autorität des Freiherrn vom Stein für sich haben. Es scheint danach, als ob die beim Übergange zur Papierwährung begangenen Fehler auf Unkenntnis dieser alten Vorschläge zurückzuführen seien, die bekanntzumachen das besondere Verdienst des Verfassers ist.

Georg Stille / Berlin NW. 7

digte Notwendigkeit zu fesseln dazu gedrängt wurde, zuweilen unbekümmert um die allgemeine Situation und den Gesamtkarakter der handelnden Personen, das Wirkungsvolle an sich und das Allgemeingütige und Zeitgemäße riefsofortig herauszutreiben, und daß dabei oft schwere Brüche zwischen Charakter und Auftritt entstehen mußten. Daß man daher die Personen in seinen Dramen, insbesondere den Hamlet und die Ophelia, nicht zu sehr aus einem Gesichtspunkt heraus anschauen und streng einheitlich auffassen dürfe, — Als wichtigster Charakterzug Hamlets erscheint ihm der unbedingt moralische. Hamlet glaubt an eine moralische Welt. Daß nun sein Onkel seinen Vater ermorden, und seine Mutter den gemeinen Gefellen ehelichen konnte, reicht ihm den Boden unter den Füßen weg. Eine Welt, in der so etwas geschehen kann, erscheint ihm plötzlich als durch und durch faul und verrotet: sie ist aus den Fugen; wehe, daß er geboren ist, sie wieder einzurenken! Seinem rasanten Moraltriebe bringt er Opfer auf Opfer, bis er in der für alle gelegten Schilder auch sich selbst fängt. Kuhmann redet gradezu vom moralwahnigen Hamlet. — Er zeigt schließlich, wie im hamlet Shakespeare selbst im Hader mit der Vorstellung, der Menschenwelt und sich selbst abrechnet. — Gut und fesselnd und überzeugend geschrieben.

R. Heuer-Thorn

Willi Singer: „Deutschkunde und Kinodrama“, Richters Druckerei-Verlag, Berlin-Briz.

Das Kino ist erst 25 Jahre alt und hat doch schon eine ungeheure Bedeutung für das Volksleben erlangt, die allein aus der Tatsache genügend erhellt, daß täglich nicht weniger als zwei Millionen Deutsche das Lichtbildtheater aufsuchen und dort ihre geistige Nahrung finden. Was für eine Nahrung? Die Hauptanziehung übt das Kinodrama aus, ein Drama, dem leider die Seele des Dramas fehlt: die lebende und belebende, das Herz bewegende Menschenrede. Das Kinodrama ist Taubstummenkunst, und der Verfasser hat sicher Recht, wenn er sagt, daß selbst eine nur mäßige Liebhabervorstellung einem Lichtbilddrama weit vorzuziehen sei. Er weist nachdrücklich darauf hin, daß das Kinodrama mit seinen rohen Knalleffekten und verblüffenden Situationen, seinem die Wirklichkeit ins Maßlose verzerrenden Stil diejenigen, die an ihm Gefallen finden, für jeden edlen künstlerischen Genuss, z. B. für wirkliche, gute Theateraufführungen, verdächtigt, überhaupt seelisch verwirrend auf Erwachsene und besonders Jugendliche wirkt. Nicht besser fällt das Urteil über das kinematographische Stimmungsbild, das die Kinospirituose repräsentiert, aus.

— Es ist sehr zu wünschen, daß recht viele diese Singersche Kampfschrift lesen, um die große Gefahr zu erkennen, die dem Seelenleben unseres Volkes vom Kino her droht. Reinhold Heuer

BORG-Zigaretten



Baltische Blätter

vereinigt mit den

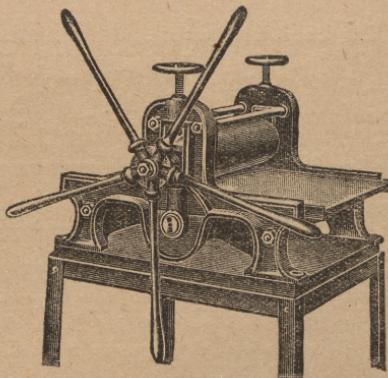
Baltischen Nachrichten

6. Jahrgang :: 26 Nr. jährlich
geben ein getreues Bild der politischen u. wirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrusslands und der Randstaaten mit besonderer Berücksichtigung der baltischen Republiken; sie bringen Aufsätze berufener Autoren kultureller und schöpferischer Bestrebungen, wichtige Nachrichten aus der Heimat, sowie aus den Organisationen in Deutschland.

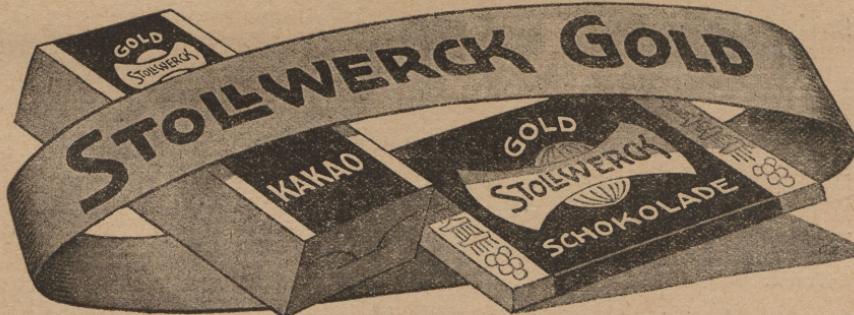
Einzelnummer M. 150,-, bei der Post bestellt in Deutschland, Danzig und Memel monatl. M. 250,-, vierteljährl. M. 750,-
Baltischer Verlag und Ostbuchhandlung G.m.b.H., Berlin W30,
Mohstraße 22.

Künstler-Druckpresse „Präzision“

Walzenbreite 400 mm
Druckplatte prima Elsen plan gehobelt!



Leopold Hess
Berlin W.35, Genthiner Str. 29



Südamerika und Spanien in Roman und Novelle

Soeben ist erschienen:

Nacha Regúles

Von Manuel Gálvez

Erster argentinischer Roman in deutscher Übersetzung

Mit farbiger Titelzeichnung von GINO VON FINETTI

15 $\frac{1}{8}$ Bogen * Holzfreies Papier * Grundzahl: Geheftet 3.50, Halbleinen 5.50,
mal Schlüsselzahl des Börsen-Vereins



Das vorliegende Werk dieses bewußtesten argentinischen Dichters erlebte in seiner Ursprache eine Auflage von über 100 000 Exemplaren, eine Ziffer, die wohl am deutlichsten von der Bedeutung dieses Romans Zeugnis ablegt. Argentinien, das Land der Zukunft, das vielen deutschen Menschen zur zweiten Heimat geworden ist und weiteren Tausenden zu werden vermag, spricht hier zu uns aus den Tiefen seines schwer pulsierenden Lebens heraus.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag
Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35

Preußisch-Süddeutsche 247. Klassen-Lotterie

Zur II. Klasse,

Ziehung 8. und 9. Februar 1923

empfehle

$\frac{1}{8}$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{1}$	Lose
175.—	350.—	700.—	1400.—	M.

STILKE, Lotterie-Einnehmer
Berlin W.8, Unter den Linden 14

Postscheck Berlin 31110

Kattowitzer Zeitung

Oberschlesisches Handelsblatt

54. Jahrgang

Das maßgebende Organ in Fragen der

Politik u. Wirtschaft

Zuverlässige Berichterstattung

Führendes Blatt für

Handel und Industrie

Verbreitetste u. angesehenste Tageszeitung

im polnischen Industriegebiet

Erfolgreichstes Insertionsorgan

Probenummer auf Wunsch unberechnet

Soeben erschien: Amerifa 1922

Preis in Halbleinen gebunden 4500.— Mark, in Halbleder gebunden 6000.— Mark

Berlin-Wilmersdorf, Augustastr. 36

Von Hans Goslar

Mit Reproduktionen nach 2 Radierungen u.
8 Steinzeichnungen von Hermann Struck

Hermann Paetel Verlag G. m. b. H.

Östdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und
der „Deutschen Gesellschaften für Kunst
und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

3. Jahrg. März 1923 Nr. 12

Unverlangte Manuskripte nicht einsenden
Porto in Papiergeld einzulägen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

Seite

Prof. Fritz Braun: Zwischenländer	531
Friedrich Just: Die Geschichte des Deutschthums im Negegau	534
Franz Lüdtke: Im Posener Land	538
Franz Lüdtke: Jugendinnerungen an Bromberg	539
Dr. Hans Lütschwager: Von Brom- bergs Tier- und Pflanzenwelt	544
Friedrich Just: Posener Höhenhelden	546
Carl Meinhner: Walter Leistikow	547
Julius Kohte: Die Kunstdenkmäler des Posener Landes, ihre Erforschung und Pflege	548
Dr. Hermann Rauschning: Vom deut- schen geistigen Leben in Polen	551
Heinrich von Treitschke an Gustav Gretzky	554
Karl Grams: Die Buchdruckerkunst in Polen	555
Friedrich Just: Der Dom zu Gnesen	561
Julius Kohte: Die historische Geisel- schaft für Polen	562
Paul Dobermann: Bündnis	562

R u n d s c h a u :

Prof. Dr. Martin Bollert: Erinie- rungen an die Bromberger Bib- liotheke	563
Lic. W. Bickerich: Das Deutschthum in Lissa eift und jetzt	565
Carl Lange: Von unseren Mitarbeitern	568
Dr. Hans Benzmann: Carl Busse	569
B u c h b e s p r e c h u n g e n	570—572

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stille, Danzig-Berlin 1922
Alle Rechte für sämtliche Verleihungen vorbehalten

Verlag:

Georg Stille, Danzig-Langfuhr, Hauptstr. 8
Berlin NW. I., Dorotheenstr. 66/67

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Alberstr. 9
Anzeigen-Vertretung für Danzig:
Danziger Anzeigenbüro, Danzig, Langermarkt 15
für Königsberg:

Königsberger Anzeigenbüro, Steinbamm 32 a
für Berlin und das Reich:

Georg Stille, Berlin NW. I., Dorotheenstr. 66/67

Druck von J. S. Preuß,
Werktäten für Buch und Kunstdruck,
Berlin S. 14, Dresdener Straße 43

Dresdner Bank in Danzig

Langermarkt 12/13

Danziger Creditanstalt Aktiengesellschaft

Langermarkt 37/38

Tel. 3383, 3384, 3475, 3674

Devisen-, Effekten-,
Kontokorrent-Verkehr

Sammelfonds

für Bezieher der Ostdeutschen Monatshefte in Polen

Deutsche in Polen bitten um Hilfe für Bestellung der Monatshefte, die ihnen durch die verschiedene Valuta u.l.w. zu teuer sind. Es wird für diese Zwecke ein Fonds „Ostdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen“ begründet. Einzahlungen dafür unter „Ostdeutsche Monatshefte Beihilfe für Deutsche in Polen“ Sparkonto 6894 der Sparkasse des Kreises Danziger Höhe, Zweigstelle Oliva.

Geplante Sonderausgaben

„Baltenland“

„Finnland“

„Unsere Heimat“

„Elbing“

„Insterburg“

„Deutschtum in den
Grenzlanden“

„Die Deutschen in
Rußland“

Anzeigen rechtzeitig erbeten

Herrenstoffe Kostümstoffe

Frost & Miedtke

Danzig, IV Damm 7

Eingang Häkergasse

Der Bezug der
„Ostdeutschen Monatshefte“
kann durch sämliche Buchhand-
lungen, durch die Post oder vom
Verlag erfolgen.

Auslieferung für Ostpreußen
durch Gräfe & Unner,
Königsberg i. Pr., Paradeplatz.

Der Bezugspreis beträgt
vierteljährlich 3600 — Mk.
für jedes Heft 1200.—

Die Anzeigen werden nach Grund-
zahlen berechnet:

$\frac{1}{4}$ Seite M. 20. — $\frac{1}{4}$ Seite M. 7.50
 $\frac{1}{2}$ " " 12.50 $\frac{1}{8}$ " " 4.—
die mit der jeweils gültigen Schlüsselzahl
(2000) zu multiplizieren sind

Vorzugsplätze teurer; bei Jahres-
austrägen mit Nachlaß. Die Preise
gelten in deutscher Währung.

Postcheckkonto: Berlin 28489

Bankkonto:
Delbrück, Schiteler & Co., Berlin W.

In allen Angelegenheiten des Bezuges und
der Anzeigen wende man sich an den Verlag.

Anzeigenpreise:

1 Feld im Jahre M. 1700
2 Felder „ „ „ 3200
3 „ „ „ 4200

Bildungsstätten

Die Reihenfolge der Anstalten ist nicht maßgebend für die Güte

Harztöchterheim Frau H. Müller

Nöschenroda b. Wernigerode a. S.

Junge Mädchen finden Aufn. zur gründl. Erziehung
d. häusl., gesellsc. Formen. Auf Wunsch Musik,
Sprachen. Pensionspr. jährl. 6000, halbjährl. 3200 M.

Lähn I. Riesengeb. | Pädagogium—Landschulheim b. Hirschberg

auf deutsch. u. christl. Grundlage. Gegr. 1873
Sechsklass. Realschule. Ziel: Verbandsprüfung (früh. Einjähr.) u.
Obersekunda. Streng gereg. Intern. famili. Charakt. Beste Pflege,
Unterricht u. Erziehung. Eigen.Oekonomie. Sport. Wandern. Bäder.
Fernruf: Lähn 4. Prospekt frei durch die Direktion.

GÖRLITZ i. Schl.

Das Deutsche Töchterheim Nithack
bietet gründl., zeitgem. Ausbildung in Kochen, Haushalt, Ge-
werbe, Bürgerkunde, Kunstgeschicht-, Literatur-, Musik bei
vorz. Verpflegung. Pensionspreis jährlich 8000 M. einschl.
Unterricht, wahlfreie Fächer extra. Näheres durch Prospekte.

Kinder finden sorgfält. körperliche und
geistige Pflege. — 15 Zöglinge.
Landerziehungsinstitut „Heimgarten“
gegründet 1905.

Jugenheim a. d. B., bei Darmstadt.

Leit.: Elisabet Griecke, Käte Bomborn.

**HOFFBAUER-STIFTUNG
POTSDAM-HERMANNSWERDER**
JUGENDHEIM (vom 2. Jahr an) mit
LYZEUM für Mädchen u. jüng. Knaben.
FRAUENSCHULE mit staatl. Berechtig.
HAUSHALTUNGSSCHULE
★ **ERHOLUNGSHOME** ★
Idyllische Lage am Wald u. Wasser.

Seminar für Hauswirtschaftslehrerinnen
Kurse für Privat- und Gutsschrekrinnen

Hotel Bellevue Dresden

R. Ronnefeld, Vorstand und Leiter.

Weltbekanntes, vornehmes Haus
in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz,
gegenüber dem Schloß, Opernhaus, Gemäldegalerie u. Museen.

Mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.
Großer Garten und Terrassencafé an der Elbe.
Abgeschlossene Einstellräume für Kraftwagen.

Bereits in zweiter Auflage erschienen:

Strom aus der Tiefe

Gedichte von Carl Lange

Einbandzeichnung von Maria Juž. Druck in der Chmiele-Kursiv auf Deutsch-Büttner.
Gebunden 1800 Mark.

Neben den großen Strömen, die sich vom Gebirge stürzen und durch die Ebenen dem Meere zubrausen, fließen die ver schwiegenden Büschein und tausend heimliche Quellen durch Wiesenland und verträumte Wälder. Sie erfreuen durch Lieblichkeit und milden Glanz, während an den belebten Flüssen das laute Leben und die Arbeit lärm. So gibt es in deutschen Landen auch Dichter, abseits vom großen Literaturtreiben, bei denen man noch die alten Klänge von Sehnsucht, Liebe und Waldestrauschen, vergessene Lieder von Meer und Seele, von Gott und der Menschenseele findet, Klänge und Lieder voll süßer Melancholie und geheimer Tiefen. Dieser Dichter gehört zu ihnen. Seine Verse sind wie die Miniaturen zarterer Pfeifenkunst, aber es lebt viel mehr darin: eine Andacht im Angesicht der Schönung, eine innige Verklärung der Liebe zum Weibe und zum Volke, ein sich dem Höchsten Eins-wissen.

Furche-Verlag * Berlin NW 7

Im unterzeichneten Verlage erscheinen:

Preußische Jahrbücher

Begründet von R. Haym, fortgeführt von Heinrich v. Treitschke u. Hans Delbrück

Herausgeber: Dr. Walther Schotte

Band 191, Heft 2

Februar 1923

Aus dem Inhalt:

Johannes Oehquist, *Graf Wittes Memoiren*

Gustav Hübener, *Der Neorealismus und der anglo-amerikanische Sozialismus*

Hermann von Kuhl, *Die Kriegserinnerungen des Kronprinzen*

Max Wieser, *Die geistige Krisis des Buches und die Volksbibliotheken*

Eberhard Frhr. von Danckelmann, *Wilhelm III. von England*

Probehefte stehen bei Bezugnahme auf die „Ostdeutschen Monatshefte“ (gegen Einsendung des Portos von M. 25.—) zur Verfügung. Die Preußischen Jahrbücher sind zu beziehen durch den Buchhandel, die Post, sowie den unterzeichneten Verlag.

Einzelheft Mark 750.—

BERLIN NW. 7,
Dorotheenstraße 66/67.

GEORG STILKE,
Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschien:

Wirtschaftspolitische Rundschau der Preußischen Jahrbücher

Strausgegeben von Dr. Walther Schotte

Orient - Nummer

Inhalt:

Dr. Walther Schotte: Orientalische Frage und Weltpolitik
Arthur Dip: England, Frankreich und der Orient

Konsul Dr. Pröbstler: Die letzten Phasen der Orientfrage (1907)
bis zum Kriege

r. S., türkischer Generalmajor: Die griechisch-türkische Frage und
der Freiheitskrieg der Kemalisten

D. Ghambashidse: Die Naturschäden Transkaukasiens

Universitätsprofessor Dr. Carl Uhlig: Mesopotamien

Universitätsprofessor Dr. Richard Hartmann: Die arabische Frage
Englands Handelsinteressen im Orient (inkl. Indien) und die Politik

Dokumentenbeilage
Wortlaut des Türkischen Na-
tionalpaktes v. 28. I. 1920
Türkisch-italienischer Vertrag
Türkisch-russischer Vertrag
Türkisch-kaukasischer Vertrag
Türkisch-französischer Vertrag
Die Note der Sowjetregierung
über die Meerengen
Abkommen von Mudania

Preis 500.— Mark

Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 66/67 · Georg Stilke Verlagsbuchhandlung